

**ALLES IST MIR IN EINER WELT
FREMD, DIE SICH VERKAUFT,
ANSTATT SICH ZU SCHENKEN**



medico international



rundschreiben

Herausgeber:

medico international
 Obermainanlage 7
 D-60314 Frankfurt am Main
 Tel.: (069) 94 43 80
 Fax: (069) 43 60 02
 eMail: info@medico.de
 www.medico.de

Redaktion:

Hans Branscheidt (Chefredakteur)
 email: branscheidt@medico.de,
 Thomas Gebauer, Katja Maurer

Gestaltung: Ingo Thiel

Spendenkonten:

1800 Frankfurter Sparkasse
 (BLZ 500 502 01) oder
 6999-508 Postbank Köln
 (BLZ 370 100 50)



ISSN 0949-0876

| | |
|--|-----------|
| Editorial | 3 |
| An die Lebenden | 4 |
| Streitschrift gegen die Welt der Ökonomie | |
| Über die Fliehenden | 8 |
| Keine Gegenwart: Wie Flüchtlinge überleben | |
| Erfolg des Eigensinns | 10 |
| Nicaragua: Zum Scheitern verurteilt? | |
| Humanisierung des täglichen Lebens | 12 |
| Die Alphabetisierung in El Tanque | |
| Weihnachtsgeschichte 2004 | 16 |
| Ein afghanischer Champion | 18 |
| Überlebensstrategie für Ausgeschlossene | |
| »Scandal in the Wind« | 21 |
| Rechtstreit auf Kosten der Minenopfer | |
| Israel/Palästina | |
| Der verlorene Kompaß | 22 |
| Sierra Leone | |
| Painful Peace | 25 |
| medico Aktiv! | 27 |
| Hinweise | 29 |
| medico Materialien | 30 |

Liebe Leserinnen & Leser,

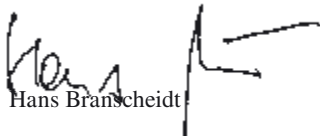
Das »Fordistische System«: die Erfindung des Fließbands und des »gut bezahlten Fabrikarbeiters« ist am Ende. Henry Ford, der Sympathisant Hitlers, nicht ganz: er erfand auch das »Sociological Departement«, eine Einrichtung nicht nur zur Bekämpfung der Gewerkschaften, sondern vor allem zur verhaltenssteuernden Konditionierung der Arbeiter, ihrer Lebens- und Gesundheitskontrolle – bis hin zu deren Alkoholkonsum. Er produzierte nicht nur das FORD-T Modell, sondern übernahm synchron weitreichende Aufgaben innerhalb des sozialen Feldes. Auch sein Nachfolger Bill Gates gilt heute als Inhaber nicht nur von Microsoft, sondern als verfügender Sponsor von Steuerungsprogrammen der Medizin, der Entwicklung, der Bewusstseinsindustrie: tendenziell des gesamten Bildarchivs der Menschheit. Ted Turner (CNN), der kürzlich zusammen mit Daimler-Chrysler den finanziellen Einkauf in die Vereinten Nationen (Global Compact) vorschlug, empfahl eine »Rangliste der vermögendsten Philantropen« dieser Welt. Das soziale Credo dieser Titanen ist radikaler Darwinismus. Der Begriff der »Philantropie« entdeckt sich historisch in den Zeiten und Romanen von Charles Dickens als Reaktion der Reichen auf die »Viktorianische Armut«. In Erkenntnis des Umstands, daß der aus dem erklärten Kampf aller gegen alle erworbene Reichtum auch durch soziale Einhegung und Pazifizierung gesichert werden muß.

Unter dem alten Namen Philantropie, – übrigens genetisch auch die Wiege der humanistischen NGO-Kultur –, ereignen sich heute die modernsten Strategien des direkten Eingriffs der kapitalistischen Sozialunternehmer in Politik, Kultur, Religion und Leben. Entscheidungen im Bundestag, Rentenmodelle, die Hartz-Pläne, entstammen nicht den restbürgerlichen Parlamenten, sondern werden von Managern vorprozessiert oder von McKinsey durchgerechnet – gleich welche politische Persönlichkeit sie am Ende verlesen darf. Abweichler im Parlament werden auf der Stelle relegiert. Der Kanzler macht Politik über Kommissionen – an Verfassung und Parlament vorbei. Diese Art der Lenkung benötigt entsprechende Kader, jenseits von offener Bildung und allgemei-

nen Universitäten: 47 »Corporate Universities« der Privatwirtschaft bilden heute in der BRD die neue Führungseliten aus. Staatlich anerkannt. Theater, Kunstsammlungen und Orchester sind längst abhängig in der Hand von Großunternehmen. Architektur und Städteplanung von »verarmten« Kommunen nicht mehr bestimmbar. Weitgehend unbemerkt existiert in Städten wie Frankfurt kaum noch öffentlicher Raum: Messe- und Bahnhofsgelände, die Territorien rund um die Hochhaustürme sind zwar noch begehbar, aber das Hausrecht wird über Sicherheitsdienste im privaten Auftrag wahrgenommen. Die kollektiven Menschen sind formell ausgeschlossen. Da die Unternehmen in die Kassen ihrer Kommunen und öffentlichen Institutionen kaum noch Steuern zahlen, ist der Kreislauf der Machthoheit und Lenkungssouveränität vollendet: alle sind direkt auf die Alleinverfügenden angewiesen. Die aber eliminieren alles, was nicht dem Markt und Rentabilität genügt. Folgerichtig übernehmen sie auch die Medizin, die soziale Planung, das öffentliche Leben.

Damit aber ist unausweichlich eine finale Machtfrage gestellt. Wie sollte man die beantworten? »Eat the rich?« Die Reichen fressen, bevor sie einen selber fressen? Die Reichen sind, wie Aliens, seit Jahrtausenden unter uns. Wir sollten doch lieber nicht kannibalistisch mit ihnen verkehren. Vielleicht wollen Sie ja, wie »ET«, auch einfach nur »nach Hause«. Die Frage ist dann, wie können wir ihnen helfen? Wir werden uns ihnen verweigern müssen. Sie stören und ihre Machtakkumulation unterbrechen. Vor allem aber ihnen beweiskräftig das allein überzeugende Argument des vitalen Lebens jener Millionen Menschen vor Augen halten müssen, die sie selber Dank ihres Tuns aus ihrem Wahnsinn ausgeschlossen haben. Beispiele dafür finden sich in diesem Rundschreiben. Auf keinen Fall aber sollten wir die Reichen fressen – sie schmecken einfach nicht gut.

Herzlichst
Ihr



Hans Branscheidt



Raoul Vaneigem

An die Lebenden

Streitschrift gegen die Welt der Ökonomie

»Für jede Stunde Arbeit nimmt der Kapitalismus die Hälfte, ohne dafür zu zahlen. Diese erdrückende Schuld muß vollständig abgezahlt werden.«

André Breton

Diese Streitschrift gegen die Grundlagen unserer Zivilisation ist eine vehemente Verteidigung des individuellen Erlebens und der Kostenlosigkeit der Bedürfnisse, die anstelle der tyrannischen Macht der Arbeit und des Geldes die Wesensmerkmale der menschlichen Lebendigkeit sind. »An die Lebenden!« ermuntert dazu, die Wünsche nach einem Leben im Einklang mit den individuellen Bedürfnissen nicht länger »der gefräßi-

gen Bestie der ökonomischen Todesmaschinerie« zu opfern. Die unablässige Heiligsprechung der Ökonomie negiert das konkrete Individuum, bewirkt den Schlaf seiner Vernunft, verkrüppelt seine Emotionalität und nährt so die Ungeheuer der Misere, die als soziale und ökologische Katastrophe die Basis der gelebten menschlichen Existenz verschwinden lassen.

Hier, jetzt und immer

Tatsächlich ist die Welt mir nicht fremd, aber alles ist mir in einer Welt fremd, die sich verkauft, anstatt sich zu schenken. »Sie« stören mich in meinen bescheidensten Freiheiten mit ihrem Geld, ihrer Arbeit, ihrer Autorität, ihrer Pflicht, ihrem Schuldgefühl, ihrer Intellektualität, ihren Rollen, ihren Funktionen, ihrem Gespür für Macht, ihrem Gesetz des Tausches und ihrer Herdengemeinschaft, in der ich bin und in die ich nicht hinein will. Dank ihres eigenen Werdens vergehen »sie«. Durch die Ökonomie, deren Sklaven sie sind, bis zum Äußersten ökonomisiert, verdammen sie sich zum Aussterben, wobei sie die Fruchtbarkeit der Erde, die natürlichen Arten und die Freude der Leidenschaften mit in ihren programmierten Tod hineinziehen. Ich beabsichtige nicht, ihnen auf dem Weg der Resignation zu folgen, auf den die letzte Energie des in Rentabilität umgewandelten Menschlichen sie zusammenführt. Es liegt nicht in meiner Absicht, Anspruch auf Entfaltung in einer Gesellschaft zu erheben, die sich kaum dafür eignet. Vielmehr will ich zu voller Entwicklung gelangen, indem ich sie gemäß den radikalen Umwandlungen, die sich in ihr abzeichnen, umwandle. Ich verleugne nicht das kindisch Eigensinnige an dem Willen, die Welt zu verändern, weil sie mir nicht gefällt und mir erst dann gefallen wird, wenn ich in ihr nach Belieben und Wunsch leben kann. Ist dieser Eigensinn denn nicht der Kern des Willens zum Leben? Soll man sich darüber wundern, daß die Suche nach dem Genuß eine beständige Aufmerksamkeit und Anstrengung voraussetzt, während wir immer wieder nur die Tugenden des Opfers und des Verzichts gelernt haben, die die Lebenskraft zur Arbeitsfähigkeit verkümmern lassen? Das gesamte Wissen der Welt hat uns nur dazu verleitet, von toten Dingen Besitz zu ergreifen und mit ihnen zu sterben, weil sie von uns Besitz ergriffen haben. Der Tod kommt nur durch den alle Tage und Nächte hindurch geduldeten Tod. Der Bruch unserer Zeit besteht darin, daß die Verneinung des Lebens sich selbst zu verneinen anfängt und daß das Begehren mit der Entdeckung, daß es vor allen Dingen steht, eine zu schaffende Welt entdeckt. Dies ist die Revolution des Lebenden, sie ist die einzige, die es gibt, und auch wenn das ständige Grauen vor dem Tod sie weiter verheimlicht, so wissen wir jetzt, daß es,

um dieses Grauen in uns und um uns herum aufzuheben, eine wachsende Leidenschaft des Begehrens gibt, die endlos ist.

Ende und Anfang

Woran erkennt man das Ende einer Epoche? Daran, daß eine plötzlich unerträglich gewordene Gegenwart in kurzer Zeit das kondensiert, was in der Vergangenheit nur mit großem Unbehagen ertragen wurde. Dann kann jeder sich mühelos davon überzeugen, daß er entweder bei der Geburt einer neuen Welt die eigene Geburt erleben wird oder aber im Archaismus einer Gesellschaft, die immer weniger dem Lebenden angepaßt ist, sterben wird.

Das tägliche Exil

Alles läuft so ab, als ob es nur eine einzige Welt gäbe, während die zweite sich im Nebel eines kindischen Märchenreichs verflüchtigt. Das Porzellan der Träume zersplittert in der Aufregung der Geschäfte und der lukrativen Tätigkeiten – und dies buchstäblich in einem Augenblick.

Der Abend fügt die Überreste der arbeitenden Menschen wieder zusammen. Dann verleimt die Nacht die Begierden erneut, die der Besen mechanischer Griffe zum Abfall gekehrt hat. Im Morgengrauen wiederholt sich das Szenario, angereichert mit den Mühen des Vortags. Dies nennen sie die »harte Wirklichkeit der Dinge« oder, mit Zynismus, die »conditio humana«. Dennoch läuft die Ökonomie Gefahr, sich die Pfoten zu verbrennen, wenn sie die letzten Reserven herauskitzelt. Die Warenoffensive hat den Punkt der äußersten Verletzlichkeit erreicht, indem sie sich der Quelle des Lebens nähert. Sobald das Eigentumsrecht auch nur das geringste Stück Boden in seine technokratisch-lukrativen Zangen nimmt, wird die natürliche Kostenlosigkeit zerstückelt und versteigert. Das Wasser zur Bewässerung, der fruchtbar zu machende Boden, der Siedlungsraum, das Umherschweifen und sogar die Luft, alles läßt sich verzinsen, alles muß bezahlt und wieder zurückgezahlt werden, wobei Haß, Frustration und Aggressivität den Wuchersitten das Geleit geben.

Die Arbeit

Die Arbeit hat den Menschen von der Natur und von seiner eigenen Natur so gründlich getrennt, daß von nun an nichts Lebendes mehr in die Ökonomie investiert werden kann, ohne die Partei des Todes zu ergreifen. Es ist verständlich, daß andere Wege sich abzeichnen und daß die ehemals als irreal abgestempelte Kostenlosigkeit nun die einzige Wirklichkeit ist, die geschaffen werden muß. Das Denken des ökonomischen Zeitalters dreht sich seit zehn Jahrtausenden in dem Kreis, in dem es eingemauert ist und mit dem es die Wirklichkeit der Begierden und der natürlichen Kostenlosigkeit umgibt.

Ein Denken, das das Leben ausschließt und verneint, kommt nur vorwärts, indem es sich selbst verneint und ausschließt. Die Universalbibliothek der Ideen hat ihre Vielfalt auf eine ständige Banalität gegründet, in der sich das Alte als das Moderne und der kritische Geist als neuer Konformismus verkleiden.

Der Tod

Der Tod triumphiert im planetarischen Sieg der Ökonomie, und alles, was verzweifelt, arbeitet an seiner Vervollkommnung. Genug dieser in der Partei der Verstorbenen gereiften Revolutionen! Revolutionär ist, das Lebende zu schaffen. Sind nicht die abgefemteten Politiker und Geschäftsleute, die einen seismographischen Sinn für soziale Veränderungen haben, darum bemüht, den Schein des Lebenden als letzte ideologische Verpackung für die letzten Waren zu benutzen? Heute bezahlt die Hektik aber die Nervenzerrütung so schlecht, daß etliche Leute, der ständigen Ermüdung einer mechanisierten Zeit überdrüssig, den unerwarteten Genuß des gegenwärtigen Augenblicks wie ein Privileg wiederentdecken. Ein Stück ihrer selbst wird ihnen zurückgegeben, sie zieren sich noch, es anzunehmen, wollen dann aber mehr davon. Ich sehe kein anderes Mittel gegen den denaturierten Tod als die Humanisierung des täglichen Lebens.

Das Leben

Jeden Tag so angehen, als ob er die Totalität des – intensiv oder dürftig erlebten – Daseins enthielte, das scheint mir eine Einstellung zu sein, in der

das individuelle Schicksal mit vollem Bedacht die sicherste Wette eingeht, um sich zu verwirklichen. Daß man jeden Morgen hartnäckig die Zeit neu ins Leben ruft, von der eben gepflückten Lust mit so aufrichtiger Freude oder Schwermut springt, daß man noch voller Verwunderung dasteht, wenn der Abend oder der Todesschlaf kommt. Die Ewigkeit des Lebens steckt in jedem Augenblick, der dem Lebenden angeboten wird.

Schöpfung versus Arbeit

Die Geschichte der Ware und die Geschichte der Menschen, die sie produzieren, ist ein und dieselbe; sie entwickelt sich, indem sie diejenigen zerstört, die sie machen. Die Hochburgen des Lebens, die niemals von den aufeinanderfolgenden Wellen der Wareneroberung geschleift wurden, dienten lange Zeit denjenigen als Zuflucht, die von der Routine der Geschäfte und den gedungenen Leidenschaften erdrückt wurden. Diese Inseln, die unter den alten Namen Liebe, Großzügigkeit, Gastfreundschaft, Genuß und Kreativität durch das langsame Zurückfließen von neuem auftauchen, kennzeichnen heute die wahren Wege einer menschlichen Gegenwart auf der Erde. Bis heute ist die Revolution nur ein Wechsel des Bühnenbildes in der jahrhundertealten Inszenierung der Ökonomie gewesen. Eine echte Revolution erahne ich nur in der täglichen und individuellen Gestaltung einer menschlichen Landschaft. Dann ist wieder die einfache und vielfältige Dimension des Menschlichen zu erkennen: Wille zum Leben, nicht Wille zur Macht; Echtheit, nicht Schein; Kostenlosigkeit, nicht Gewinnsucht; pulsierendes Begehren, nicht getrenntes Denken; Gabe, nicht Tausch; Anstrengung, die sich in Anmut auflöst, nicht in Zwang; Brennpunkt des Unersättlichen, nicht des Unbefriedigten. Wenn sie auch ganz in die Macht der Arbeit verstrickt bleibt, so öffnet die Kreativität doch allmählich die Türen des ökonomischen Kerkers, sie läßt der von allen gemachten Poesie freien Lauf, ermutigt die fröhliche Wissenschaft in ihrer vielfältigen Freiheit zu singen, zu komponieren, zu schreiben, zu gärtner, zu träumen, zu tanzen und eine Welt auf den Trümmern einer Welt zu erfinden, die durch die Herrschaft der fortschreitenden Ausbeutung geplündert worden ist. Würde die Kreativität sich damit begnügen, das Kreuz des Unglücks aus dem Gewissen zu reißen, das die Notwendigkeit,

Geld anzuhäufen und zu herrschen, in den Willen, nach eigenem Gutdünken zu leben, eingegraben hat, hätte sie mehr für das Glück der Menschheit getan als alle Revolutionen zusammengekommen, die dessen Hoffnung programmiert haben.

Die Arbeitslosigkeit – Arbeit ohne Arbeit

Es ist nicht wichtig, daß die Arbeit abgeschafft wird; sie schafft sich von selbst ab, sie erschöpft sich, indem sie den Menschen und die natürlichen Ressourcen erschöpft. In der Untertänigkeit aber, im Mangel an Intelligenz und Vorstellungskraft, die in Verhalten und Gewissen weiterhin die Erinnerung an ihre vergangene Nützlichkeit und die Angst vor ihrer gegenwärtigen Harmlosigkeit propagieren, darin besteht das wahre Unheil einer Ökonomie, die im Sterben liegt und die gesamte Welt unter der Fahne des Realismus und der Rationalität in den Tod führt. Die Macht der Arbeit hängt vor allem von der Schwäche und der Selbstverachtung ab, die sie verewigt – aber welche furchterregende Macht und welche verheerende Wirkung auf jene soziale Schicht, die im Volk als »arbeitslos« und in der Geschäftswelt als »stellenlos« bezeichnet wird! Welches Manko, dessen beraubt zu sein, was einem das Leben raubt! Der Lohn sichert die regelmäßige Versorgung, sein Wegfall unterbricht sie, führt zum Mangel und treibt in Verwirrung, Verzweiflung und Panik. Wenn es auch für denjenigen, der seine Augen auf den farblosen Horizont des Überlebens gerichtet hält, wahr ist, daß die Arbeitslosenunterstützung nicht den Frühling verheißt, so muß man schon mit der Blindheit eines Süchtigen geschlagen sein, um nicht den Reichtum einer plötzlich von allen Verpflichtungen befreiten Zeit zu würdigen. Statt nach einer Einstellung zu heulen wie ein Morphinist nach dem Mond, sollte man aus der eigenen Kreativität Funken schlagen und gemeinschaftlich die Aufgabe angehen, die für unmöglich gehalten

wird, weil das ökonomische Vorurteil sie verbietet – die Einführung des Kostenlosen. Die Kostenlosigkeit erschreckt, weil sie natürlich ist. Aber wer hätte heute Gründe, sich zu beunruhigen, wenn die über Preiserhöhung und Lohnsenkung Unzufriedenen auf den Gedanken kämen, nicht mehr dafür zu bezahlen, wenn sie fahren, wohnen, sich ernähren, ihre Meinung äußern, sich treffen, miteinander in Verbindung treten, sich vergnügen und Kraft schöpfen wollen?

Wer wird nun gegen die stümperhafte staatliche Planung und die Befehle »von oben« vorgehen? Kleine örtliche Gruppen, Dörfer oder Stadtviertel zögern nicht, die Verteidigung ihrer Umwelt auf den Tisch der internationalen Debatten zu bringen, die Lagerung von Giftstoffen zu denunzieren, die industrielle Verschmutzung zu verbieten und Ersatzlösungen zu fordern.

»Wir meinen zunächst, daß die Welt verändert werden muß. Wir wollen die größtmögliche emanzipatorische Veränderung der Gesellschaft und des Lebens, in die wir als Ausgeschlossene eingeschlossen sind. Wir wissen, daß es möglich ist, diese Veränderung mit geeigneten Aktionen durchzusetzen.«

(Guy Ernest Debord, Rapport zur Konstruktion von Situationen)

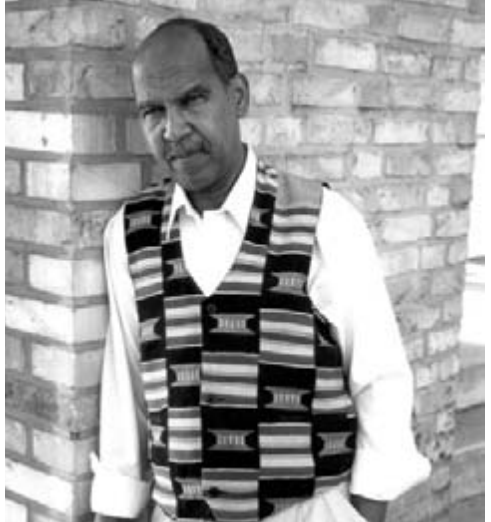
Raoul Vaneigem, geboren 1934, lebt in Belgien nahe Liège, 1961 bis 1970 Mitglied der Situationistischen Internationale. Der vollständige Text der Streitschrift kann auf Wunsch kostenlos (was denn sonst!) angefordert werden.



Über die Fliehenden

Keine Gegenwart: Nurrudin Farah beschreibt den Raum zwischen Gestern und Morgen, in dem Flüchtlinge überleben

Die Bilder und Nachrichten von der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa, auf der die überlebenden afrikanischen Flüchtlinge zumeist somalischer Herkunft in diesen Wochen strandeten, haben das Drama für kurze Zeit öffentlich gemacht. Niemand weiß, wie viele Menschen bei den Irrfahrten der Flüchtlinge übers Mittelmeer ums Leben gekommen sind. Auch wenn täglich neue Todeszahlen veröffentlicht werden. Der somalische Schriftsteller Nurrudin Farah beschreibt in seinem Buch »Yesterday, Tomorrow« das Schicksal der Fliehenden. Sie sind in einer Zone der Recht- und Gesetzlosigkeit dem Zwang der Ökonomie und der Fluchtökonomie restlos ausgeliefert. Hier ein Auszug aus Farahs Gespräch mit einem, der diesen Raum gestaltet – mit einem somalischen Schleuser:



Nurrudin Farah

»Entscheidend ist, daß die Türen zu sind«, sagte er, »und wir als Schleuser sind entschlossen, sie unter Lebensgefahr und auf Geschäftsrisiko zu öffnen... Jemand kommt für unser Risiko auf, also schleusen wir.«

Mit »Jemand« meinte er nicht die Flüchtlinge selbst, sondern ihre bessergestellten Verwandten, die es leid waren, ausreichende Mittel für das Lagerleben in Jemen, Kenia und Äthiopien aufzubringen. Die Lager, von korrupten Vertretern des UNHCR schlecht geführt und vernachlässigt, bildeten den Sockel der weltweiten Gleichgültigkeit gegenüber den Flüchtlingen. Die Schleuser brachten sie nach vorheriger Zahlung einer Provision aus diesen Ländern ohne Hoffnung weg.

»Wie hoch ist Ihre Erfolgsrate?« wollte ich wissen. (...)

»Fünfundachtzig Prozent der von mir Eingeschleusten kamen unbehelligt an«, sagte er. »Tatsächlich sind in den drei Jahren, in denen ich im Geschäft bin, nur drei Familien festgenommen worden.« (...)

»Da Sie Ihren Auftrag nicht ausführen konnten, haben Sie dann das Geld zurückerstattet?«

»Natürlich nicht.«

»Warum nicht?«

»Laut Vertrag begleiten wir Leute nach Europa«, erklärte er.

Ich fragte, ob der Schleuser und seine Kunden gemeinsam reisen oder getrennt sitzen und so tun, als würden sie einander nicht kennen. Würden sie auf demselben Dokument reisen? Habe er als Schleuser herausbekommen, an welchen Orten es eng wurde? Gebe es Schwierigkeiten an den Ausreiseorten in Djibouti, Äthiopien, Jemen oder eher an den Einreisestellen in Europa?

Begreiflicherweise wollte er nicht alle meine Fragen beantworten. Er sagte: »Vor Annahme eines Auftrags ziehen wir so gut wie möglich Erkundigungen ein, zumindest ich. Und wir berücksichtigen, daß jede Arbeit ihre Einmaligkeit hat und wir uns den Umständen anpassen müssen. Die Unwägbarkeiten betreffen die Zahl der zu schleusenden Personen, das Alter der Kinder, ihre besonderen Kennzeichen, die Größe und den Leibesumfang der Frau. Jeder Schleuser hat seinen eigenen Stil. Ich habe am liebsten zwei Reisedo-

kumente bei mir, eines zum Vorzeigen, das andere als Rückversicherung für den Fall eines unvorhergesehenen Flaschenhalses.«

»Wo kommen Sie und Ihre Klientel zusammen?«

»Wir treffen uns an einem vereinbarten Ort«, sagte er, »um mögliche Szenarios durchzuspielen: Probleme, und wie wir damit umgehen können; Scheinprobleme, und wie wir vorgehen sollten, um keine Probleme daraus zu machen, Im Flugzeug setze ich mich weit von ihnen weg.«

»Und wenn es Schwierigkeiten gibt?«

»Schwierigkeiten außerhalb Europas sind in dem Augenblick wie weggeblasen, wenn ein Bündel Dollars den Besitzer wechselt. Doch wie ich schon erklärte, sind Probleme innerhalb Europas von anderer Art – nicht, daß sie den Schleuser nichts angingen, aber er wird sich wegen des Risikos für ihn selbst aus dem Staub machen.«

»Warum ist Ihre Erfolgsquote höher als bei anderen Schleusern?«

»Weil ich gebildeter bin als die meisten anderen im Geschäft«, erklärte er. »Ich spreche unter anderem Holländisch, Englisch, Deutsch und Italienisch. Und bevor ich als Staatenloser in Kenia landete, war ich Professor für Biochemie. Meine Qualifikation habe ich an Universitäten in Deutschland und den Niederlanden erworben.«

»Welche europäischen Papiere besitzen Sie?«

»Ich habe Wohnrecht in einem europäischen Land und den Flüchtlingsstatus in einem anderen«, sagte er.

Kümmere er sich in einem der Länder um einen Job?

»Weil ich keine Chance habe, als Biochemiker zu arbeiten«, meinte er, »habe ich mich nicht darum gekümmert. Ich habe Jobs als Tellerwäscher oder Reinigungskraft gefunden.«

Was trage noch zu seinem Erfolg bei?

»Ich gehe rational an die Ausführung eines Auftrags heran«, sagte er, »nicht emotional. Ich bereite mich auf einen Job vor wie für eine schwierige Rolle in einem Stück. Die Rolle des Schleusers besteht darin, daß er ständig in andere Rollen schlüpft, aber dennoch seiner Rolle als Schleuser treu bleibt.«

»Was tun Sie, wenn Sie Gefahr wittern?« fragte ich.

»Ich wechsle die Staatsbürgerschaft«, sagte er, »und greife auf meine anderen Papiere zurück, wobei ich mich darauf verlassen muß, daß ich mit den Durchgeschleusten nicht in Verbindung ge-

bracht werde. Jedenfalls schärfte ich meinen Schützlingen ein, sich von mir fernzuhalten, weil es insgesamt sicherer für sie ist, wenn sie sich nicht zu mir gesellen.«

»Sie haben vorher gesagt, sie proben mit ihnen?«

»Wenn sie in meinen eigenen Reiseunterlagen als ‚Ortsansässige‘ eingetragen sind, können ihnen am Einreiseort Fragen über die Stadt, in der sie vermeintlich wohnen, gestellt werden«, sagte er. »Aus diesem Grund unterrichte ich sie über ihre Wohngegend und auch die Gegebenheiten des Stadtkerns. Ich übe mit ihnen die Antworten zu den wichtigsten Fragen ein, die ein Einwanderungsbeamter ihnen stellen könnte. Wenn sie als ‚Flüchtlinge‘ einreisen, sind die Fragen anders.«

»Wieso sollte sie jemand fragen, wo sie wohnen?«

»Weil Somalis von vornherein unter Verdacht stehen, mit gefälschten Papieren zu reisen«, sagte er.

»Um sie auszuforschen, werden sie gebeten, ihre Adresse hinzuschreiben und aus dem Gedächtnis ihre Telefon- und Sozialversicherungsnummer zu nennen. Sie wären überrascht, wenn sie erführen, wie viele diesen grundlegenden Test nicht bestehen. Sie können daraus schließen, daß gründliche Erkundigungen über die Somalis eingezogen werden, die oft die ihnen gelegten Fallen gar nicht erkennen. Also machen wir es genauso.«

»Heißt das«, fragte ich, »daß jeder in diesem Gewerbe solche ausgeklügelten Recherchen anstellen muß, um sicher zu sein, nicht festgenommen zu werden?«

»Einige tun's, andere nicht«, erwiderte er. »Ich bin besser unterrichtet als die meisten über mindestens drei Länder, darunter Italien. Ich habe auch andere Routen, inklusive London und Paris.«

»Ich bin beeindruckt«, sagte ich.

»Wir sind Profis«, meinte er nur.

Nurrudin Farahs »Yesterday, Tomorrow – Stimmen aus der somalischen Diaspora« ist 2003 erschienen in der edition suhrkamp.

Nurrudin Farah hat auch an der medico Konferenz »Macht und Ohnmacht der Hilfe« im März diesen Jahres teilgenommen. Seinen Beitrag, der für Diskussionsstoff sorgte, kann man im gleichnamigen, gerade erschienenen medico-report 25 nachlesen.

Nicaragua: Zum Scheitern verurteilt?

Erfolg des Eigensinns

Mit ihrem Projekt El Tanque beweisen nicaraguanische Bauern, daß eine andere Globalisierung möglich ist



Am 29. Oktober 1998 zog Hurrikan Mitch eine Spur der Verwüstung durch Mittelamerika. Mehrere Tausend Menschen kamen ums Leben. Ganze Landstriche wurden auf Jahre, wenn nicht auf Dauer unbewohnbar. Das Naturunglück wurde zum Symbol für die Katastrophe schlechthin. Denn seit die Länder Nicaragua, Guatemala und El Salvador ihre geostrategische Bedeutung verloren haben, was sie viele Menschenleben und jahrzehntelangen Bürgerkrieg kostete, gelten sie nur noch als Standort der in zollfreien Zonen produzierenden Maquila-Industrie und als Herkunftsländer von Arbeitsmigranten. In Nicaragua erschien mehrere Jahre nach der Hurrikan-Katastrophe das Buch eines renommierten Wirtschaftswissenschaftlers zur ökonomischen Situation des Landes, auf dessen Deckel stilisiert die durch Mitch ausgelöste Schlammlawine am Vulkan Casita prangte. Die Nicaraguaner verstehen das Zeichen über das Ereignis hinaus zu lesen: Als fänden sich in ihrem Land keine Mittel mehr den Abwärtsstrudel zu stoppen. Denn schon dieses Unglück am Vulkan Casita war in seinen dramatischen Auswirkungen menschengemacht.

Der Auslöser des Erdbebens war der Hurrikan. Daß allerdings am Casita damals in wenigen Stunden mehr als 2000 Menschen ihr Leben unter einer Schlammlawine verloren, hatte seinen Ursachen in der Armut und Unterentwicklung. Aus der Ebene vertriebene Kleinbauern, die während der Somoza-Diktatur den Baumwollplantagen weichen mussten, betrieben am Casita Subsistenz-Wirtschaft. Ein bißchen Mais-Anbau, Gemüse zur Selbstversorgung, das Brennholz kam aus dem Wald. Die Erosion am Casita war so vorprogrammiert. Nach der Katastrophe tat die Regierung von Arnoldo Alemán das, was sie vorher hätte tun sollen und erklärte die Region zur No-Go-Area. Was mit den überlebenden Menschen geschehen sollte, darüber machte

sich der damalige Regierungschef keine Gedanken. Alemán sitzt mittlerweile wegen seiner sagenhaften Korruption im Gefängnis.

Alemáns denkwürdiges Schicksal ändert allerdings nichts daran, daß seitdem die Menschen in Nicaragua in Erwartung der nächsten Katastrophe leben: Angefangen bei den sinkenden Kaffeepreisen und der darauffolgenden Hungersnot in den Kaffee-Regionen, über die Schuldenkrise bis hin zu den heftigen Auseinandersetzungen um die Privatisierung des Wassers, mit allen bedrohlichen Folgen für die Gesundheit.

Die Unterstützung von Opfern des Hurrikans mußte aus der Sicht von medico international deshalb auch diesen Katastrophenkontext berücksichtigen. Nothilfe mußte in sich Schritte beinhalten, die den Menschen auch eine Perspektive zur Selbsthilfe bietet. So entstand die Unterstützung von 130 nicaraguanische Bauernfamilien – Überlebende des Erdbebens am Casita – bei der Neugründung ihrer Existenz. Wohlwissend, daß man ihnen keine neue Existenzgrundlage verschaffen werde, hatten sie im Dezember 1998 brachliegendes Land in der Ebene zwischen León und Posoltega besetzt. Mit der Unterstützung von medico international errichteten sie provisorische Zelte. Sie erhielten das notwendigste Material, um auf der Brache zu »überwintern«. Die Anfangszeit von »El Tanque« – der Name der besetzten Finca wurde kurzerhand zum Namen des neugegründeten Dorfes – erscheint aus heutiger Sicht geradezu heroisch. Wie haben es diese schwer traumatisierten Menschen, die oftmals unzählige Angehörige beim Unglück verloren hatten, nur aushalten können in der brennenden Wintersonne, in notdürftigen Verschlagen, unter Androhung der erneuten Vertreibung? Der Kampf um die Sicherung von El Tanque war lang: der Bau der Häuser, die juristischen Auseinandersetzungen um die Landtitel, die psychosoziale Arbeit, die kontinuierlich notwendig ist, um Vertrauen und Lebensmut zu stärken, der

Hier reden die Tanqueros

Landtitel für Frau Díaz

Maria Elena Díaz lebt mit ihren drei Kindern in El Tanque. Daß auch die Frauen den Landtitel erhalten haben, ist für sie eine der größten Errungenschaften. Über die Frage, was mit Haus und Hof geschieht, wenn ein Paar sich trennt, gab es so heftige Auseinandersetzungen in der Gemeinde, daß manche fürchteten, alles könne daran scheitern. Nun aber ist geregelt, daß beide gleichberechtigt Anspruch auf die Titel haben. Die Kommune entscheidet im Einzelfall und im Interesse der Kinder. Maria Elena Díaz wollte sich deshalb auch auf ihrem Maisfeld fotografieren lassen. Denn mit ihrem Einkommen aus dem Anbau von Gemüse und Mais kann sie mit ihren Kindern existieren. Wichtig ist, daß ihre drei Kinder direkt im Dorf zur Schule gehen können. Früher träumte sie davon, ein Lehrerstudium zu beginnen.



Die Sprecherin der Kooperative

Donna Luísa Laguna hat den Alphabetisierungskurs absolviert. Sie ist eine der Aktivistinnen von El Tanque. Als sie noch auf dem Berg lebte, sorgte sie vor allen Dingen für ihre acht Kinder. Die Mitch-Katastrophe hat sie aus der kleinen Welt herauskapultiert. Donna Luisa hat das Desaster bewältigt, indem sie bereits in den Notunterkünften begann, die Überlebenden zu organisieren. Dort sei es ihr psychisch teilweise sehr schlecht gegangen, sie habe oft unaufhörlich geweint. Mit der Unterstützung von Josefina Ulloa, die seit dem Unglück die Überleben-



Kampf gegen die Unwissenheit mit Alphabetisierungskampagnen und Vermittlung von Landwirtschafts-Kenntnissen, der Schulbau und die Einrichtung eines Kindergartens, die Stärkung der kommunalen Strukturen. All das und vieles mehr wäre zu berichten, um zu verstehen, warum ein Experiment, das zum Scheitern verurteilt war, nun doch zu gelingen scheint. Denn während viele Nicaraguanerinnen & Nicaraguaner unter dem Zwang der ökonomischen Verhältnisse in die USA, nach Mexico und insbesondere nach Costa Rica abwandern, um mit schlechten Jobs zu überleben, sind in El Tanque die meisten Menschen geblieben. Von 800 Bewohnern sind nur acht nach Costa Rica gegangen. Und einer ist zurück-

gekehrt. Er wird in diesem Heft vorgestellt. In Zeiten der neoliberalen Globalisierung, in der immer mehr Menschen und Regionen de facto für überflüssig erklärt werden, zeigt diese Erfahrung von El Tanque, daß es für alle, auch für die Ärmsten, eine selbstbestimmte Lebensperspektive geben kann. El Tanque ist außerdem ein Ort, der beweist, daß eine andere Globalisierung möglich ist. Denn ohne die große Unterstützung der Spenderinnen und Spender wäre El Tanque – diese Insel der Vernunft – nicht möglich gewesen. So aber gelang es, auch das Bundesministerium für Zusammenarbeit und Entwicklung für ein dreijähriges Förderungsprogramm zu gewinnen, die allerdings 2004 ausläuft. Das Experiment El Tanque jedoch geht weiter.



Humanisierung des täglichen Lebens

Bildung und Kreativität: Die Alphabetisierung in El Tanque

Zinseszinsrechnung

Auf dem Weg in eine gesicherte Existenz lauern viele Unwägbarkeiten. In Seminaren und workshops haben die Bewohner von El Tanque deshalb überlegt, wie es gelingen könnte durch Diversifizierung der agrarischen Produktion zu überleben. Vieles wurde berücksichtigt: der Bau von Wasserleitungen, die Anschaffung von gemeinsam zu nutzenden Maschinen, die Anleitung durch Agronomen. Nur eines nicht: Die Tatsache nämlich, daß viele Tanqueros nicht lesen, nicht schreiben und nicht rechnen können.

Für einen Menschen mit einer soliden Grundbildung ist es schwer nachvollziehbar, wie ein Analphabet seine Umwelt erlebt. Die Geschichte von Cristobal Fletes verdeutlicht das. Cristobal Fletes ist Bauer aus El Tanque. Er hatte wie andere Bauern aus dem von medico finanzierten Kreditfonds Geld erhalten, um eine nachhaltige, ökologische Landwirtschaft zu betreiben. Der Kreditfonds ist essentiell, denn die Kleinbauern von El Tanque betreiben im wesentlichen Subsistenzwirtschaft und haben so gut wie kein Kapital. Zu Beginn jedes Agrarzyklus erhalten sie z.B. einen Warenkredit für Saatgut, das die Genossenschaft dann

in großen Mengen einkauft. Innerhalb von sechs Monaten zahlen sie mit einem Teil der Ernte oder in bar zurück. Auch Cristobal Fletes wollte eines Tages im März seine Schuld begleichen. Er ging in das Gebäude der Genossenschaft, das im neu errichteten Ortskern gleich neben der Schule, dem Kindergarten, dem Rancho und dem Spielplatz liegt. Überrascht und empört verließ er gleich wieder die Genossenschaft, weil ihm der Buchhalter mitgeteilt hatte, daß er zu spät sei und einen Monat mehr an Zinsen zu zahlen habe. Im April hatte sich sein Zorn gelegt und er versuchte es erneut. Daß man jetzt noch mehr Zinsen von ihm verlangte, brachte ihn vollends gegen die Genossenschaft auf: »Ihr seid Diebe, ihr wollt uns nur das Geld aus der Tasche ziehen.« Cristobal nährte fortan im ganzen Dorf das Mißtrauen gegen die Genossenschaftsleitung. Auf Versammlungen wetterte er und brachte Gerüchte im Umlauf. Durchaus mit Erfolg.

Bilanzen für Analphabeten

Nun ist klar, daß der Fonds sehr günstige Kredite vergibt und auch keine Wucherzinsen verlangt. Damit sich der Kreditfonds auf Dauer selbst trägt, ist die Einhaltung der Rückzahlungsauflagen von großer Bedeutung. Die Genossenschaft versuchte die Transparenz über ihre Arbeit zu verstärken, um den Gerüchten, die Cristobal verbreitete, entgegenzuwirken. Aushänge mit exakten Bilanzen wurden hinter Glaskästen ans Genossenschaftsgebäude gehängt. Protokolle, Mitteilungen, Einnahmen-Ausgaben-Rechnungen wurden veröffentlicht. Doch es half nichts. Das Misstrauen blieb. Nach und nach wuchs die Erkenntnis, daß es in El Tanque viele Analphabeten gibt. Es fiel auf, daß die gedruckten Materialien nicht genutzt wurden oder daß Mitglieder der Genossenschaftsleitung ihre Kinder als Helfer zu Vorträgen mitbrachten. Eine Erhebung brachte es an den Tag: 56 Prozent der erwachsenen Bewohner von El Tanque sind Analphabeten. Auf einem Planungsseminar wurde die Einrichtung eines Alphabetisierungskurses und eine Kurse zur Erlangung des Hauptschulabschlusses gefordert. Nun war klar,

den begleitet und mit der Frauenorganisation »Maria Elena Cuadra« bis heute im Tanque psychosoziale Arbeit macht, habe sie aber neue Kraft gefunden. Donna Luisa betreibt nicht nur eine gutgehende Landwirtschaft. Sie war auch von Anfang an aktiv in den Gemeindestrukturen. Das hat ihr Respekt von Frauen und Männern eingebracht. Sie wurde zur Sprecherin der Kooperative gewählt.

Der Rückkehrer aus Costa Rica

Fredy Abendaño Alvarez arbeitete als Wächter in Costa Rica und ist wieder zurückgekehrt. Er gehört zu den Gründervätern von El Tanque. Er war für viele in den schwierigen Anfangsjahren ein Mensch, an dem sie sich orientierten. Damals, als die Hitze auf die Zeltplanen knallte und nirgendwo ein Baum oder Strauch war, der Schatten bot; als der Kampf um die Landtitel verloren zu gehen drohte und manche Aufgaben und weggezogen. Fredy war damals Vorsitzender der Kooperative. Er blieb und glaubte, daß es möglich wäre eine neue bäuerliche Existenz aufzubauen. Eines Tages verließ Fredy El Tanque und ging als Wächter nach Costa Rica. Hierher gehen viele Nicaraguaner als Arbeitsmigranten. Ein Jahr später kehrte er jedoch nach El Tanque und zu seinem alten Traum zurück. Mit dem Geld, das er verdient hatte, konnte er seine Schulden zahlen und noch weiteres Land pachten. Vielleicht wird er doch noch der erfolgreichste Landwirt des Dorfes. Gerade arbeitet er an einem Bewässerungssystem für seine Felder, das ihm auch den Anbau im Sommer erlaubt.



Der Maurer des Dorfes

Juán Mungia Hernandez hat in El Tanque das Maurerhandwerk gelernt. Er hat seine Ausbildung mit einem Maurer-Diplom abgeschlossen. Nicht alle, die am Kurs teilnahmen, haben das geschafft. Während seiner Ausbildung hat er die Schule im Gemeindezentrum errichtet und nun bereits mehrere

woran bislang der Kampf gegen das Mißtrauen gescheitert war – an der fehlenden Bildung.

150 Erwachsene im Studierzirkel

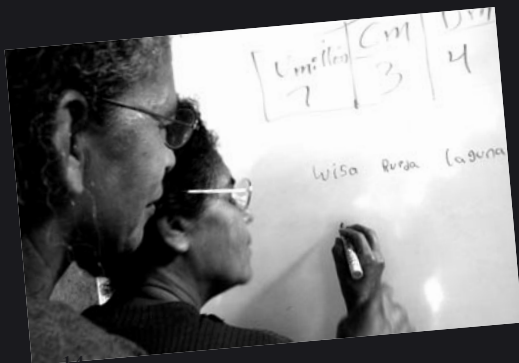
Wenige Wochen nach dem Planungsseminar saßen über 150 Erwachsene im Alter von 16 bis 68 Jahren in den Studierzirkeln und ließen sich alphabetisieren. Ihre Lehrer waren vor allem junge Sekundarstufenschülerinnen aus dem Dorf. Die Texte stellte das Erziehungsministerium, *medico internacional* die sonstigen Materialien und die Lese-Brillen. Nur zwei erwachsenen Schüler standen die sechs Monate des Kurses nicht durch. Alle anderen erhielten danach ein Zeugnis des Ministeriums, daß sie erfolgreich alphabetisiert wurden und das Recht hätten an einem zweijährigen Kurs teilzunehmen, um den Hauptschulabschluß nachzuholen. Der zweijährige Kurs für den Hauptschulabschluss fing gut an. Mehr als 130 erwachsene Schülerinnen und Schüler beteiligten sich. Doch es dauerte nicht lange, da warfen immer mehr

Teilnehmer das Handtuch. Als es nur noch achtzig waren, begann die Ursachenforschung. Viele hatten aufgehört, weil sie das Lehrmaterial des Erziehungsministerium nicht interessierte. Es war irgendwo in einem klimatisierten Büro entworfen worden, standardisiert für Stadt und Land. Die *Tanqueros* fanden sich in den Lerninhalten nicht wieder. Daß ihnen diese Materialien noch in einem hierarchischen Frontalunterricht nahegebracht wurden, noch dazu von Lehrerin, die selbst noch halbe Kinder sind, brachte viele erst Recht zum Verzweifeln.

Autoritäres Erziehungswesen

Wir beschlossen, eine eigene Unterrichtsmethodik zu entwickeln. Es wurden Lernziele für sieben Unterrichtseinheiten formuliert, die an die praktischen Alltagsnotwendigkeiten eines Bauern anknüpften. Auch die Methodik wurde trotz des anfänglichen Widerstandes der Erwachsenenbildnerin verändert. Statt im Frontalunterricht wie Unwissende behandelt zu werden, sollten die Erwachsenen den Unterricht so weit wie möglich selbst gestalten. Für die Lehrerinnen, die nichts anderes als das autoritäre Erziehungswesen Nicaraguas kannten, war das ein Greuel. Schließlich stimmten sie trotzdem zu. Da wurden Fähnchen aufgestellt und die Längen und Breiten des Hektars und der *Manzana* abgelaufen. An ihren müden Beinen spürten die Teilnehmer was die größere Fläche ist. Oder es wurde die Sackwaage aus der Genossenschaftslagerhalle geholt und das Körpergewicht gewogen. Lustig wurde es, als das ideale Körpergewicht gemessen und errechnet wurde. Jeder Zentimeter über einhundert Zentimeter der Körpergröße darf ein Kilo Körpergewicht sein. Da wurde heftig über die Dicken und die Dürren gelacht.

Die Erwachsenen-Fortbildung zeigt erste Erfolge. Vor ihrer Teilnahme am Kurs wurde beispielsweise Doña Mariana in schöner Regelmäßigkeit vom Aufkäufer über das Ohr gehauen. Für 200 Kürbisse etwa, die sie mit dem Tröpfchenbewässerung außerhalb der Saison gezogen hatte, bot er ihr folgende Bezahlung an: 3 Cordobas für 5 Kürbisse. Damals tat Doña Mariana alles, damit der Aufkäufer nicht merkte, daß sie das nicht rechnen konnte. Und diese Rechnung war wirklich zu



kompliziert: 200 durch 5 mal 3. Das wären also 120 Cordobas gewesen. Der Aufkäufer wußte, daß sie nicht rechnen konnte, und gab ihr stattdessen nur 80 Cordobas. Sie protestierte. Aber sie mußte sich aufgrund ihrer mangelnden Rechenkenntnisse geschlagen geben. Der Händler zog grinsend mit den Kürbissen davon. Heute passiert das Doña Mariana nicht mehr. Sie zückt ihre Geheimwaffe, von denen es 120 im Projekt El Tanque gibt: ihren Taschenrechner. Einer mit großen Tasten, damit ihre an die Feldarbeit gewohnten Finger ihn auch bedienen können. $200 : 5 \times 3$ ist heute schnell gerechnet. Seither hat sich der Aufkäufer nicht mehr blicken lassen.

Cristobal Fletes am Flipp-Chart

Und Cristobal Fletes? Er nimmt ebenfalls an der Erwachsenenbildung teil. Außerdem ist er inzwischen im Komitee zur Gemeindeentwicklung aktiv. Er hatte seine große Stunde als Großspender aus Deutschland zu Besuch kamen. Mithilfe von Flipp-Charts erklärte er ihnen den Projektverlauf auf. Die Katastrophe mit der Schlammlawine 1998, die 2500 Menschen unter sich begrub. Er berichtet, wie die Überlebenden erst in Notunterkünften, dann fast ein Jahr unter Plastikplanen hausten. Er schilderte die Landbesetzung und den zähen Kampf um die Landtitel, der sich endlos hinzog und viele verunsicherte. Er berichtete vom Häuserbau in Nachbarschaftshilfe und von der ersten Aussaat, der Gründung der Genossenschaft, dem Aufbau des Gemeindezentrums mit Schulgebäuden, Gesundheitsposten, Verkaufsladen, Kindergarten, Genossenschaftsbüro, Lagerhalle. Als Cristobal schließlich zur Erwachsenenbildung kam, sagte er: »Und dank der Volkserziehung kann ich heute das alles vortragen und von meinem Flippchart ablesen.« Er zeigte dabei seine schiefgewachsenen Zähne und lachte bis hoch in die Augenwinkel. So ist es doch gelungen, das Vertrauen von Cristobal Fletes wieder zurückzugewinnen.

Walter Schütz
Nicaragua im Oktober 2003

Häuser auch außerhalb des Dorfes gebaut. Er besitzt mit seiner Frau und seinem Kind ein Haus und ein Grundstück in El Tanque. So kann er von der Landwirtschaft und der Arbeit als Maurer überleben. Für ihn, so sagt er, sei die Maurer-Ausbildung ungeheuer wichtig gewesen. Nur in El Tanque hätte er dazu die Gelegenheit gehabt. Klar, sei das Leben nach wie vor schwer. Auch wenn in der Straße, in der er wohnt, nun Strom vorhanden sei.



Die Frau mit dem schönsten Rasen

Mariana González Centino vermisst den Berg und liebt doch ihr neues Dorf. Sie erinnert sich noch gut an den Zustand von El Tanque, als sie das Land besetzten. Es war eine Wüste. »Heute ist es dagegen eine so schöne Gemeinde«, sagt Doña Mariana. Die Mutter von acht Kindern hat es sich besonders herrlich hergerichtet. Bei einem Besuch in Deutschland, bei dem sie über die Mitch-Katastrophe berichtet hatte, gefiel ihr der Rasen in den Gärten besonders. Nun hat auch sie nicht nur einen Gemüsegarten, ein Feld zum Maisanbau, und Kleinvieh, sondern auch einen prächtigen Rasen. Trotzdem vermisst Mariana ihr Leben auf dem Berg. Mariana hat viele Verwandte während des Unglücks verloren. Auch eine Tochter kam ums Leben. Nur deren Sohn Manuel überlebte. In El Tanque hat der damals 12jährige zum ersten Mal in seinem Leben eine Schule besucht. Mittlerweile hat der 15jährige die 6. Klasse absolviert und man hat ihm ein Stipendium in Kanada angeboten. Aber auch in El Tanque steht ein Haus für ihn. Er muß nur den schönen Rasen von Doña Mariana überqueren.



Weihnachts



geschichte 2004

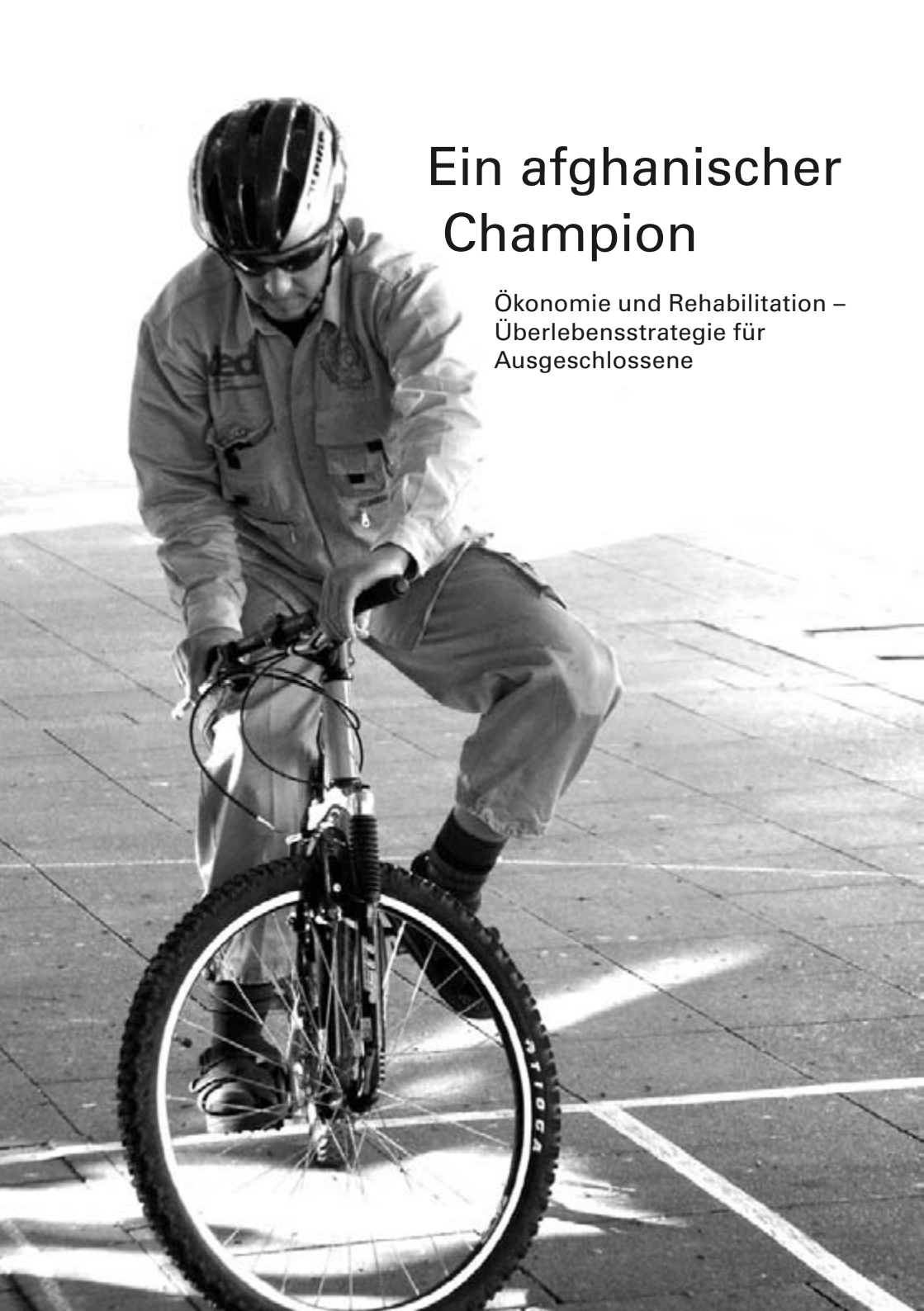
Rechtstitel für die globalisierten Armen

Wer als Armer auf öffentlichem Land etwas bauen will, muß lange warten. Die Lizenz zum Betrieb einer projektierten Schneiderei am Stadtrand von Lima ist nach 300 Tagen á 6 Stunden täglichen Einsatzes erteilt. Der Tarif für Arme: 1232 Dollar oder 31 Mindestmonatslöhne. An die 6 Jahre und 11 Monate plus 207 Amtsterminen kostet die Baubewilligung. Wer in den Philippinen ähnliches betreibt, hat sich auf 168 Termine bei 53 Ämtern einzurichten. Der Erwerb eines (seit Jahren bearbeiteten) Stücks ägyptischen Wüstenbodens führt über 77 Termine 5 bis 14 Jahre lang durch 31 offizielle Büros. Ergebnisse einer Recherche des in Lima befindlichen »Institute of Liberty and Democracy« zum Normalbefinden auf unserem Planeten: In Brasilien gehen von der gesamten Bautätigkeit 70% illegal vonstatten. Bei 3 von 4 Gebäuden existieren keine beurkundeten Eigentumsverhältnisse. Bei Wohnhäusern liegt der Anteil ohne Besitztitel bei 80%. In Ägypten bei 83% auf dem Land, bei 92% in der Stadt. In Mexiko City existieren neben 167 000 Kleinbetrieben rund 300 000 unregistrierte, die 8 Mio. der 20 Millionen Einwohner ernähren. In den Ländern des Südens sind bis zu 75% der Arbeitenden im informellen Sektor tätig und erwirtschaften je nach Land von einem Fünftel bis zwei Dritteln des Sozialprodukts.

Legalität ist Marginalität, Illegalität die Norm.

Zwei Drittel der Menschheit sind arm: nicht weil sie keine Häuser bauen oder kein Gewerbe treiben würden. Im Gegenteil, das tun sie fast ausnahmslos, mit übermenschlicher Geduld und Unermüdlichkeit. Arm sind sie, weil sie an ihren Häusern und Betrieben, an Mitteln der Produktion und Reproduktion, keine verbrieften Rechte geltend machen können. Ihre offiziell inexistenten Vermögenswerte fungieren als »Totes Kapital«: global 9300 Milliarden Dollar (Quelle: ILD). Das entspricht dem 93fachen der gesamten westlichen Entwicklungshilfe an die armen Länder seit 1990 – oder den globalen Rüstungsausgaben für 10 Jahre. Das Dilemma der Armen ist nicht die Armut, sondern die Verweigerung der Rechte auf die anerkannte Verfügung über ihre Produktivität, ihren Reichtum.

Dagegen steht unser nicaraguanisches Experiment »El Tanque«. Lebendiges Modell des Kampfes für eine andere Welt. Noch dazu mit amtlich registrierten Landtiteln. Sie können es gern unterstützen. Spendenstichwort: »NICARAGUA«.



Ein afghanischer Champion

Ökonomie und Rehabilitation –
Überlebensstrategie für
Ausgeschlossene

Als der heute 20jährige Qaher vor 11 Jahren auf eine Mine trat, war sein Schicksal besiegelt. Er verlor beide Beine und galt von da an als ein unnützes Mitglied seiner großen Familie, die in den Außenbezirken von Kabul lebt. Und so wurde er auch behandelt. Die Geschichte seines Unglücks hat sich tausendfach so, oder ähnlich zugetragen. Die Brücke, die Qaher hätte passieren müssen, um im Auftrag der Mutter die Lebensmittel zu erstehen, war von Soldaten besetzt. Auf einem Seitenweg, den er Notgedrungen nehmen mußte, trat er auf eine Mine.

Qaher sitzt im medico-Büro in Frankfurt. Die Worte sprudeln atemlos aus ihm heraus, als wäre es die letzte Gelegenheit zu sprechen. Immer wieder wischt er sich den Schweiß aus dem Gesicht. Doch man hat nicht den Eindruck, daß es die traumatische Erinnerung ist, die ihn in solche Aufregung versetzt, sondern eher die Tatsache, daß er in diesem fremden Land zu Wort kommt. Qaher berichtet mitleidlos, wie verzweifelt er gewesen sei, als er begriff, was mit ihm geschehen war. Über Selbstmord habe er immer wieder nachgedacht. Doch Qaher gehört offenbar zu den Menschen, denen Schicksalsergebenheit fehlt – zum Glück und vielleicht wegen seines Unglücks. In seinem Viertel sah er eines Tages einen beinamputierten Jungen, der Fahrrad fuhr. Von ihm erfuhr er, daß man das bei AABRAR in Jalalabad lernen könne und auch ein Fahrrad erhalte. Qaher machte sich auf den Weg – koste es, was es wolle, diese Chance mußte er nutzen.

Arbeitsplätze auf dem Mond

Hier beginnt die Geschichte von Dr. Abdul Baseer aus Jalalabad, der die Afghan Amputee Bicyclists for Rehabilitation and Recreation (AABRAR) Anfang der 90er Jahre gründete. Wenn man ihn nach seinen Motiven fragt, erzählt immer wieder sein Schlüsselerlebnis. Der hochgewachsene, freundliche Mann aus dem konservativen Jalalabad hatte während der sowjetischen Besatzung in einem Krankenhaus im pakistanischen Peschawar gearbeitet. Täglich mußte er dort als Arzt Amputationen durchführen. Dabei lernte er einen Patienten näher kennen und mußte dessen Scheitern miterleben. Das Unglück seines Freundes war nicht nur der Amputat geschuldet, sondern auch der fehlenden Möglich-

keit, wieder ein geachtetes und souveränes Mitglied der Gemeinschaft zu werden. Weil die Riksha-Fahrtkosten zwei Drittel seines Gehaltes aufgefressen hatten, gab er seine Arbeit auf. »Er hatte mich flehentlich darum gebeten für ihn Arbeit in den afghanischen Flüchtlingslagern zu finden. Aber das war so unmöglich, wie auf den Mond zu klettern. Ich konnte ihm nicht helfen und brach den Kontakt ab. Monate später erfuhr ich, daß er sich mit einer Überdosis Heroin umgebracht hatte. Seine Kindern überlebten vom Betteln.«

Alpträume hatte dieses Ereignis bei Dr. Baseer ausgelöst. Immer wieder habe er sich gefragt, was würde Menschen wie seinem Freund tatsächlich helfen. Ein Auto? – nicht finanzierbar. Ein Motorrad? – auch undenkbar. Und so sei er auf Fahrräder gekommen. Die seien bezahlbar. Er gründete AABRAR mit der klaren Vorstellung, daß die Abertausenden Behinderten in Afghanistan nicht nur eine Prothese bräuchten, sondern ihre Rehabilitation nur gelingen würde, wenn es für Amputierten auch Möglichkeiten zur Existenzsicherung gebe. Mit dem Fahrrad zum Beispiel.

Arbeitsmöglichkeiten schaffen, das ist es, woran Dr. Baseer und sein Team nun seit vielen Jahren beharrlich arbeiten. »Behinderte Menschen tragen in Afghanistan«, so Dr. Baseer, »nach wie vor ein Stigma. Man redet abfällig über Behinderte, man grenzt sie aus und man versteckt sie.« Besonders extrem sei dabei die Lage der behinderten Frauen. Bei AABRAR wurde deshalb eine Näherwerkstatt als – wenn man so will – Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für mehr als 20 behinderte Frauen eingerichtet. Die Frauen werden von zu Hause abgeholt und in die Werkstatt gefahren, hier stellen sie Textilien her, die auf dem Markt verkauft werden. Viele von ihnen sind nach Jahren zum ersten Mal wieder aus dem Haus gekommen. Es sei, berichtet Dr. Baseer, unvorstellbar, wie fröhlich es in der Näherwerkstatt zugehe. Der Ausbruch aus der Isolation, in der sich viele der Frauen seit Jahren befunden hatten, habe ihnen ungeheure Lebensenergie verschafft.

»Wenn man mit Behinderten in Afghanistan spricht, tragen sie immer wieder die Forderung nach Arbeit vor. Es geht ihnen nicht nur ums Geld. Im Zweifel könnten sie das auch durch Betteln verdienen. Arbeitsplätze sind ein Faktor der

Integration«, erzählt Baseer. Bei AABRAR sind 80 Prozent der Mitarbeiter Behinderte, zumeist Kriegsbeschädigte. Er habe selbst einen Lernprozess durchlaufen, um Vertrauen in die Fähigkeit dieser Menschen zu gewinnen. »Auch die afghanische Gesellschaft muss erst lernen, daß behinderte Menschen für sich selbst Verantwortung übernehmen können.« Aus diesem Grund habe er 1994 zum ersten Mal das Fahrradrennen der Beinamputierten in Jalalabad durchgeführt. Die Behinderten sollten damit ein anderes Körpergefühl bekommen, ein anderes Selbstbewusstsein, daß auch ihr beschädigte Physis zu Höchstleistung imstande ist. Zugleich wollte er die Wahrnehmung der Bevölkerung verändern. Bereits beim ersten Rennen gelang das mit Erfolg. Anwesende Vertreter des IKRKs boten 14 Arbeitsplätze in Prothesenwerkstätten an, nachdem sie sich von Dr Baseer überzeugen ließen, »daß diese Menschen zwar ein Bein, aber nicht ihren Kopf verloren haben«.

Dr. Baseer spricht nicht gern über Politik. Die Signale, die AABRAR in dieser Hinsicht setzt, sind subtil. So gibt es alle fünf Jahre demokratische Wahlen zur Projektleitung. Jeder Mitarbeiter und auch jede Mitarbeiterin, das muß man in Afghanistan betonen, hat Stimmrecht. Demokratie muß von unten kommen. Das ist Dr. Baseers Überzeugung, auch wenn er sich manchmal eine starke Hand wünscht, die mit den gewalttätigen Verhältnissen in seinem Land aufräumt. Denn um das Projekt Demokratie steht es in Afghanistan nicht gut. Im Sommer 2004 sollen Wahlen stattfinden. Doch so lange in Afghanistan die Kalaschnikow regiert, dürfte das Wahlergebnis kaum die Meinung der Menschen widerspiegeln. Die Entwaffnung der warlords, meint Dr. Baseer, sei deshalb von höchster Priorität. Aber das werde nur gelingen, wenn es andere Einkunftsmöglichkeiten gebe. Zur Zeit könne man in Afghanistan fast nur dann Geld verdienen, wenn man auch eine Waffe besitze. Doch wenn sich die Gelegenheit bietet, an einer anderen afghanischen Zukunft zu arbeiten, beteiligt sich AABRAR. Für die Verfassung haben sie eine 60-Seitenstarke Empfehlungen für die Rechte der Behinderten ausgearbeitet. Im Vorzeigeprojekt der Fahrradkurriere, das der Deutsche Entwicklungsdienst zumindest in diesem Jahr noch finanziert, arbeiten Beinamputierte unterschiedlichster Herkunft: Paschtunen, Us-

beken, Tadschiken. Auch das ein Signal gegen die Ethnisierung, die die Politik dort beherrscht.

Auf zu den Paralympics

Einer von ihnen ist Qaher, dessen Geschichte noch fortgesetzt werden muß. Nachdem er in Jalalabad in einem Monat das Fahrradfahren erlernt hatte, nahm er sofort an dem Rennen der Amputierten teil. Er gewann aus dem Stand. Das sei für ihn eine ungeheuer positive Erfahrung gewesen. Als Fahrradkurier verdient er heute 70 Euro im Monat. Ein Spitzengehalt, mit dem er den gesamten Lebensunterhalt seiner 7köpfigen Familie bestreitet. Qaher ist nun ein geachteter Mann. Er hat noch große Pläne. Im September gewann er die afghanische Meisterschaft im Straßenradfahren für beidbeinig Amputierte. 2004 würde er gern als Mitglied einer afghanische Behinderten-Nationalmannschaft zu den Paralympics nach Athen fahren. »Ich möchte«, erklärt er ohne zu zögern, »die erste Goldmedaille für Afghanistan holen.«

Katja Maurer

Bitte unterstützen Sie die Arbeit von AABRAR unter dem Stichwort »AFGHANISTAN«.



Qaher beim Minenaktionstag 2003 in Frankfurt

»Scandal in the Wind«

Wie ein internationaler Rechtsstreit um die Vermarktung von Lady Di-Fotos zu Lasten angolischen Minen-Opfer geht

Wer erinnert sich nicht an das öffentliche Mitgefühl, das der Tod von Prinzessin Diana im Sommer 1997 in aller Welt ausgelöst hat. Über Wochen hinweg gab es für die Boulevardpresse kaum ein anderes Thema, und mit einem Querverweis auf Diana durfte selbst der Autor dieser Zeilen in der »Bild der Frau« gegen Minen wettern. Auf allen Kanälen spielte immer wieder das eine Lied: »Candle in the Wind«, Elton Johns rührselige Hommage an Lady Di. Um die CD schließlich erwerben zu können, standen die Menschen häufig genug Schlange. Nicht wenige wollten noch im Plattenladen dafür spenden, daß Dianas soziales Engagement über ihren Tod hinaus fortgesetzt werden kann.

Bekanntlich folgt auf ein spektakuläres Unglück fast immer seine kulturindustrielle Verwertung. Auch der Tod einer Prinzessin macht da keine Ausnahme. Über Nacht wurde Dianas Eintreten für Minenopfer, mittellose Kinder und Aids-Kranke zu einem Ereignis, das nicht nur öffentlich überzeugte, sondern sich auch einträglich vermarkten ließ. Allein durch den Verkauf der Benefiz-CD wurden weltweit knapp 65 Mio. € eingespielt. Auch medico wurde damals als Charity-Partner für den Vertrieb eines Parfüms namens »Diana« umworben. Wer bei solchen Angeboten nur an Gutes denkt, sieht sich rasch getäuscht. Meist geht es nur ums Geschäft – und damit um knallharte Konkurrenz.

Um der großen Spendenbereitschaft zu entsprechen, richteten Angehörige und Freunde der verstorbenen Prinzessin den Charity-Fonds »Diana – The Work Continues« ein. Kaum gegründet, prozessierte der Fonds, um weltweit ein exklusives Recht auf Verwertung von Bild und Ansehen

von Diana durchzusetzen. Die Prozesse gingen verloren, die hohen Anwaltshonorare auch; am Ende argwöhnte die britische Presse gar, Spendenmitteln seien absichtlich missbräuchlich verwendet worden.

Seit Anfang 2003 nun sind die Mittel des Diana-Fonds gänzlich eingefroren. Der US-amerikanischen Souvenirhersteller Franklin Mint, der Puppen, Teller und Schmuck mit Diana-Motiven herstellt, hatte den Fonds auf 25 Mio. Dollar Schadensersatz wegen böswilliger Anschuldigungen verklagt. Über 150 soziale Projekte, darunter nicht zuletzt Programme zur Rehabilitation von Minen-Opfern, sind nun seit Monaten ohne Geld, einige sind davon bereits eingegangen. Auch die Arbeit unseres angolischen Partners CAPDC, für den medico 65 000 € beim Diana-Fonds beantragt hatte, ist nun in seiner Substanz gefährdet, obwohl doch gerade heute, mit dem Ende des Krieges, erstmals in Angola die Gelegenheit bestünde, Menschen bei ihrer Rückkehr in ihre Heimatdörfer nachhaltig zu unterstützen und für die soziale und berufliche Wiedereingliederung der unzähligen Kriegsversehrten zu sorgen.

Thomas Gebauer

Wenn Sie mit uns davon überzeugt sind, daß es in aller Regel nicht die spektakulär inszenierte Spendenkampagne ist, die Veränderung schafft, sondern die beharrliche Partnerschaft zwischen Menschen im Süden und im Norden, dann helfen Sie uns unter dem Stichwort: MINENOPFER

Gerne senden wir Ihnen ausführliche Informationen über die Arbeit in Angola.

Der verlorene Kompaß

Das nichtregierungsamtliche »Genfer Abkommen« zwischen dem israelischen Friedenslager und Repräsentanten der PLO will erreicht haben, wohin die offizielle »Roadmap« offenbar nicht zu führen vermag: zum Ausstieg aus dem tödlichen Zirkel von Gewalt und Gegengewalt und dem Einstieg in die Lösung aller »großen Fragen« zwischen Israel und den Palästinensern: Sicherheit, Grenzen, Siedlungen, Jerusalem, die Flüchtlinge. Für Ministerpräsident Scharon und seine nationale Koalition ist das Abkommen schlichtweg ein »historischer Fehler«. Und die Palästinenser? Der Filmemacher und Journalist Sobhi Al Zubaidi lebt in Ramallah. Im Sommer dieses Jahres hatten wir ihn bei einem Besuch in der Region als einen hellsehtigen und unabhängigen Beobachter der palästinensischen Verhältnisse kennen- und schätzen gelernt. Wir baten ihn um seine Meinung.

Am ersten Novembersonntag ging ich hier in Ramallah auf eine Diskussionsveranstaltung über das Genfer-Abkommen. Einige Unterhändler, die das Abkommen mit ausgearbeitet hatten, hatten dazu eingeladen. Auf dem Podium erkannte ich Yasir Abed Rabbo, ein früherer Minister und Mitglied des PLO-Komitees, und Nabil Qassis, ebenfalls ein Ex-Minister. Auch unter den Besuchern waren bekannte Gesichter. Ein paar Akademiker, Schriftsteller, Medienleute, einige politische Aktivisten, frühere Unterhändler, Verwaltungsangestellte, zwei oder drei Künstler und Frauenrechtlerinnen. Es war keine Diskussion zwischen politischen Fraktionen oder Institutionen. Eher wirkte es wie Ansammlung von wortgewandten Men-

schen, die betroffen und frustriert sind. Nicht einmal ausländische oder einheimische Medienleute waren vertreten. Man könnte es also getrost als eine lokale Angelegenheit bezeichnen. Abed Rabbo beschrieb in einer 15-minütigen Rede die Vereinbarung. Er stellte sie in einen politischen Kontext, der einerseits vom Aufstieg und der Herrschaft rechter Ideologien in Israel gekennzeichnet und dem wachsenden politischen Einfluß der Religiösen in Palästina geprägt ist. Demgegenüber stehe, so Rabbo, das Scheitern des israelischen und des palästinensischen Friedenslagers. Er befürchtete, daß die gemeinsame Initiative ohne öffentliche Unterstützung nicht überleben könne. Der erste Redner aus dem Publikum be-

grüßte die Initiative. Er sagte, die palästinensische demokratische Bewegung müsse wiederbelebt werden und benötige einen Adressaten und einen politischen Diskurs. Nach seinen Worten könne das Genfer Abkommen eine Art Kleid sein, daß die demokratische Bewegung tragen könne. Sein einziger Einwand richtete sich gegen Flüchtlingspassage, da sie die israelische Verantwortung für die Flüchtlinge nicht benenne. Nach ihm sprach Dr. Mamdoh al-Akir, ein Politiker, der an den Oslo-Vorverhandlungen beteiligt war. Auch er warnte vor der Ausklammerung der israelischen Verantwortung für das Flüchtlingsproblem. Dennoch wäre für ihn die »Road Map« und das Genfer Abkommen in Teilen durchaus miteinander vereinbar. Diese Verbindungen müssten unbedingt verdeutlicht werden, um es der lokalen und internationalen Öffentlichkeit schmackhaft zu machen. Abed Rabbo stimmte ihm zu und erwähnte, daß Tony Blair einer der Politiker sei, die darauf bereits aufmerksam gemacht hätten. Auch die Franzosen hätten das getan und die Konferenz der Sozialistischen Internationale in Sao Paolo ebenfalls. Abed Rabbo wirkte angesichts dieser Fakten zunehmend enthusiastisch und erbaut.

Versäumte Stimmen

Zu diesem Zeitpunkt konnte man eine Stimmung in dem Raum spüren, die sich etwa so ausdrückte: »Wir müssen zusammenarbeiten. Palästinenser und Israelis sind verpflichtet diese Arbeit zu machen und nur gemeinsam wird sie gelingen.« Samih Shbib, ein Kommentator, den ich sehr gerne höre und lese, schlug vor ein »Podium« oder eine »Stimme« für diese »Koalition« des Friedens einzurichten. Während er diesen Punkt ansprach, bemerkte er nebenbei, daß der Begriff »Friedenslager« bisher nur als israelische Währung zirkuliere, nicht aber als palästinensische. »Uns ist es hier nicht gelungen ein ‚Friedenslager‘ aufzubauen. Wir sollten uns fragen, was wir bislang dafür unternommen haben.« Die Sprecherin nach ihm betonte die Notwendigkeit eines Dialogs zwischen allen politischen Strömungen und Mächten, um eine Art nationale Übereinkunft zu erreichen. Abed Rabbo antwortete mit einem Lächeln und einer Spur Zynismus: »Darauf, daß sich alle auf eine Sache einigen, können wir ewig warten.«

Ein Gefühl von Verzweiflung lag während dieser Diskussion im Raum. Eine existentielle Verzweiflung, die jedes Licht am Ende des Tunnels bereitwillig akzeptiert. Fast jeder, der sprach, betonte das Gefühl, daß wir am Rande des Abgrunds leben und unseren Kompaß verloren haben. Einer drückte es noch freundlich aus. Er wandte sich an Abed Rabbo (und meinte mit ihm die Führungsspitze der PLO): »Als ihr in Beirut wart, hatten wir eine Führung, als ihr in Tunis wart, ebenfalls. Aber seit ihr hier seid, haben wir keine Führung mehr.«

Who is talking to whom?

Nachdem ich die Versammlung verlassen hatte, hielt ich an einer Tankstelle. Der junge Tankwart sah müde und verschlafen aus. In meinem Kopf schwirrten noch die Stimmen der Versammlung umher, und ich fragte ihn sehr ernsthaft, so als würde ich jemanden für das Fernsehen interviewen, was er vom Genfer Abkommen halte. »Genfer- was? Ich kann schon nicht mehr mitzählen. Ist das neuer als die Road Map? Das ist alles Scheißdreck.« Plötzlich wirkte der Junge wach, nüchtern und fast einschüchternd. »Es gibt so viele Abkommen und Pläne«, setzte er fort, »und was ist damit geschehen? Warum soll dieses Ding, das sich Genfer Abkommen nennt, anders sein?«

Von der Tankstelle fuhr ich zum Supermarkt, um mir eine Zeitung zu kaufen. Wie immer blätterte ich direkt zu den Mittelseiten, wo die Kommentare veröffentlicht werden. Es gab zwei Artikel mit ins Auge springenden Überschriften gegen das Genfer Abkommen. Einer davon war von Nayif Hawatmeh, dem Chef der DFLP, der nach wie vor im Exil lebt. Der Titel lautet ungefähr: »Die wiederholte Klonung des Oslo-Abkommens«. Er verurteilte das Ganze von Grund auf und brachte es mit Oslo in Verbindung, was er – wie wir wissen – ebenfalls verurteilt hatte. Besonders betonte er, daß diese Abkommen alle bisherigen internationalen Vereinbarungen ersetzen soll und damit die internationale Gemeinschaft aus einer Lösung ausschließe.

Hawatmehs Sicht wird von vielen Palästinensern geteilt – insbesondere denjenigen, die sich als Opposition verstehen. Sie sind gegen jede Lösung, die Kompromisse beim Rückkehrrecht oder in der Jerusalemfrage einschließt. Beide strittigen

Westliche Lügen

**Gegen den Terror der Gemeinde.
Arabische Frauenhäuser in Israel.**

Aida Touma Suliman, Palästinenserin mit israelischer Staatsbürgerschaft, ist Mitbegründerin der Women Against Violence (WAV) in Nazareth. 1993 eröffnete die Gruppe das erste arabische Frauenhaus im Nahen Osten überhaupt.

Sie sehen sich als Feministin. Ist das eine Ausnahme im Nahen Osten?

Auch im Nahen Osten gibt es Frauen, die sich ihrer Situation bewußt sind. Sie kennen die Gewalt und wissen, daß das nicht sein muss. Ungewöhnlich aber ist, daß sich Frauen aktiv zur Wehr setzen. Noch immer herrscht in unseren Gesellschaften eine sehr scharfes Rollenverständnis. Frauen, die damit brechen, zahlen einen hohen Preis. Es gibt deshalb Leute, die hassen mich wie die Pest. Sie behaupten, ich wäre von »westlichen Lügen« beeinflusst und der Feminismus würde unsere Kultur zerstören. Aber das ändert sich langsam. Heute kommen Männer in unserer Büro und müssen akzeptieren, daß ihre Geschäftspartner Frauen sind.

Ist es ein Vorteil, daß WAV in Israel arbeitet?

Natürlich ist es leichter. Wenn etwa in Jordanien ein Mann einen »Ehrenmord« an einer Frau begeht, droht ihm nur eine relativ leichte Strafe. Die israelische Zivilgesetzgebung bietet einen ganz anderen Schutz, auch wenn sie nicht für uns, sondern für die jüdische Mehrheit gemacht wurde. Als arabische Frauen haben wir dennoch sehr spezifische Schwierigkeiten, auch und gerade mit der israelischen Polizei. Während die uns gegenüber nicht zimperlich ist, reagiert sie plötzlich »kulturell sensibel«, wenn wir von unseren Männern geschlagen werden. Sie verweigert uns jede Hilfe und begründet das mit »Eigenarten der arabischen Kultur«. Die Tatsache, daß wir Palästinenserinnen sind, macht es uns besonders schwer, denn sobald wir über uns reden, halten uns die Nationalisten vor, daß sei jetzt noch nicht an der Zeit. Zuerst käme die nationale Frage.

medico international unterstützt das Halfway-Haus der WAV. Denn die Regierung Sharon hält Frauenhäuser ebenso für überflüssig, wie Roland Koch das in Hessen tut. Das bekommen auch die Women Against Violence zu spüren. Unser Spendenstichwort für sie lautet:

»ISRAEL – PALÄSTINA«.

Fragen wurden seit den Oslo-Abkommen in allen Diskussionen, Verhandlungen und Formulierungen vermieden. Hawatmeh wirft erneut eine wichtige Frage auf, mit der wir Palästinenser – unter diesen Umständen oder generell – scheinbar nicht umgehen können. Sein Punkt ist sehr einfach: »Wie kann es zu einer historischen Lösung zwischen den Palästinensern und Israelis kommen, ohne daß alle Palästinenser daran beteiligt werden? Wer unter uns hat das Recht zu verhandeln, ohne ein Mandat von allen zu besitzen?« Mir scheint, daß die meisten Palästinenser die Lektion von Oslo gelernt haben. Um zu einem wirklichen Frieden mit den Israelis zu kommen, müssen wir Palästinenser Frieden untereinander haben. Wir brauchen einen nationalen Dialog. Wir müssen gefragt werden und beteiligt sein. Die palästinensische Autonomie-Behörde ist hauptsächlich eine Ein-Parteien-Regierung der Fatah. Sie hat es nicht verstanden, sich selbst zu einer Institution aller Bürger zu machen. Im Gegenteil sie wurde mehr und mehr zu einer Einrichtung einer Partei. Zur Zeit hat die Fatah einen höheren Status als die Regierung und entscheidet anstelle der Regierung über Besetzung der Posten. Die Regierung wird als Propaganda-Apparat der Partei mißbraucht.

Neben dem Enthusiasmus für ein Abkommen, das den Alptraum beenden könnte, muß man auch die Verdächtigungen, das Mißtrauen und die Ängste hinsichtlich der Genfer Vereinbarung zur Kenntnis nehmen und respektieren. Die verschiedenen palästinensischen Strömungen und Schichten müssen in die Ausarbeitung eines Friedensvertrages einbezogen werden, wenn er wirklich funktionieren soll. Das trifft auf die Flüchtlinge ebenso zu wie auf die palästinensischen Israelis. Auch Hamas und Jihad wie die anderen religiösen Gruppen müssen die Chance erhalten sich zu beteiligen und Verantwortung in einer politischen Größenordnung zu übernehmen.

PS: Den engl. Originaltext des sog. »Genfer Abkommens« schicken wir Ihnen gerne auf Wunsch elektronisch zu. Ein eMail an info@medico.de genügt.

Sierra Leone

Painful Peace

Vom Bemühen um Würde und Zukunft im ärmsten Land der Welt



NATIONAL TOURIST BOARD OF
SIERRA LEONE
THIS LIFE SAVING TOWER AND SERVICE IS PROVIDED BY NATIONAL TOURIST BOARD

»Dann kamen die Massaker in Freetown 1999. Es war so schlimm, daß wir beschlossen, wir wollen Frieden um jeden Preis. Auch wenn er nur durch absolute Zugeständnisse an die Täter zustande kommt.« So begründet Shellack Sony-Davies, den Friedensvertrag von 2001. Sie gehört zur *Truth and Reconciliation Working Group*, einem Dachverband zivilgesellschaftlicher Organisationen, die den von der UNO in Anlehnung an die südafrikanischen Erfahrungen initiierten »Wahrheits- und Versöhnungsprozeß« begleiten. Der Friedensvertrag brachte das Ende der Kämpfe, aber das Land, das nach den jüngsten UN-Zahlen als das ärmste der Welt gilt, erholt sich nur sehr langsam von den Folgen des 11-jährigen Krieges. Eine Wahrheitskommission auf der Basis einer Generalamnestie und ein Strafgerichtshof für eine kleine Gruppe von Befehlshabern soll die Menschen wieder versöhnen.

Doch die *Truth and Reconciliation Commission* (TRC), die innerhalb von nur 4 Monaten Anhörungen über die Verbrechen der Kriegsparteien aufarbeiten soll, bietet vor allem den Tätern ein Forum zur Versöhnung und verlangt von den Opfern Vergebung. Angesichts der ungeheuren Grausamkeiten, die in diesem Krieg verübt wurden, ist dieses Ansinnen vermessend. In Sierra

Leone kamen 75 000 Menschen ums Leben, 20 000 wurden verstümmelt, 50 000 Frauen wurden vergewaltigt und 2,5 Millionen Menschen vertrieben. Das alles bei einer Bevölkerung von 5 Millionen Menschen.

Das ist der Hintergrund, warum Zandile Nhlengetwa nach dem Besuch einer Anhörung in Freetown so aufgewühlt und wütend ist: »Auch in Südafrika haben die Täter am meisten von der Kommission profitiert, aber hier bin ich mir nicht sicher, ob der Prozeß nicht eher retraumatisierend als heilend wirkt. Denn die TRC ist hier noch nicht mal richtig in der Hand der Sierra Leoner und findet wenig Unterstützung in der Gesellschaft.« Die Südafrikanerin ist Leiterin des medico-Partners Sinani. Sie ist im Rahmen des von medico geförderten Süd-Süd-Austausch gemeinsam mit zwei Mitarbeiterinnen aus Frankfurt nach Sierra Leone gereist, um die südafrikanischen Erfahrungen in einem Workshop mit 30 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von sierraleonischen NGOs vorzustellen. Auch John Caulker, der Vorsitzende der TRC Working Group von Sierra Leone, ist enttäuscht und ambivalent. »Wir haben auf die TRC als einen Prozess gesetzt, der etwas in Gang bringen kann, um den Überleben-

den und den Gemeinden zu helfen, ihre traumatischen Erfahrungen zu verarbeiten und Auseinandersetzungen um Versöhnung und Gerechtigkeit einzuleiten. Das muß auf einer Anerkennung des Leids und der entstandenen Schäden beruhen. Doch für die UN ist diese Kommission kein Prozeß sondern ein Ereignis, das möglichst schnell und billig durchgeführt werden soll.«

In ihrem Vortrag vor den Seminarteilnehmern berichtet Zandile über die südafrikanischen Erfahrungen: »Versöhnung ist eine persönliche Entscheidung, die niemand einfordern kann. Der Schmerz und die Wut sitzen tief. Ich weiß von Südafrika, daß es ein langer Prozeß ist, der längst noch nicht vorbei ist. Auch dort wurden die Verantwortlichen nicht zur Rechenschaft gezogen. Wir haben uns aber entschieden, mit den jugendlichen Tätern zu arbeiten, die wir in erster Linie als Opfer sehen.«

Eine hitzige Debatte entsteht über die Arbeit mit den demobilisierten Ex-Kombattanten in Sierra Leone. Sie würden privilegiert, es gäbe so viele Programme für sie. Das führt zu Spannungen zwischen den Gemeinden und den Demobilisierten. Und was ist, wenn die Programme zuende sind? Die Menschen haben immer noch Angst vor ihnen, auch vor den ehemaligen Kindersoldaten. Angst und Hilflosigkeit füllen den Raum. Wie eine zweite Folie zeigen sich die Spuren des Krieges, in den Gesichtern, in den Beiträgen, in der Stille zwischen den Beiträgen.

Da berichtet Zandile von den Schwierigkeiten in Südafrika, und wie beeindruckt sie ist von den vielen engagierten Leuten in Sierra Leone, die unter so extremen Bedingungen arbeiten. »Das Leid ist deutlich sichtbar, das Schweigen überwältigend, der Schmerz offensichtlich aber Mut, Zähigkeit und Hoffnung sind unglaublich hier.«

Sie spricht auch über die Überforderung und Erschöpfung der Helfer, die oft lange brauchen, ihre eigenen Belastungen und Nöte zu sehen. Auf einmal wirken alle lebendiger, Gesprächsgruppen entstehen und verschiedene Teilnehmerinnen erzählen von ihren eigenen Erfahrungen und den schwierigen Bedingungen.

Bondu Manyeh ist eine von ihnen. Zur Zeit arbeitet sie für die TRC als eine der zwei Betreuerinnen, die den Opfern (und Tätern) bei ihren Aussagen zur Verfügung stehen. »Ich versuche, für die

Opfer da zu sein, aber durch die kurze Zeit kann ich nur wenig machen. Ich weiß, daß wir langfristig vor Ort Unterstützungsprogramme aufbauen müssen«. Das hat sie mit anderen Kolleginnen schon vor dem Entstehen der TRC getan und möchte es anschließend wieder fortsetzen. Ihre Zielgruppe sind vor allem Mädchen und Frauen, die im Krieg vergewaltigt, verschleppt und mißbraucht wurden. Häufig wurden sie von ihren Familien und Gemeinden verstoßen und schlagen sich jetzt als Prostituierte oder Bettlerinnen durch. Ihre Situation ist katastrophal, viele haben unbehandelte Geschlechtskrankheiten, haben ein sehr ambivalentes Verhältnis zu ihren Kindern und gehen weitere Mißbrauchsbeziehungen zu Männern ein. Einige Frauen sind drogenabhängig. *Graceland Counselling Service* nennen Bondu und ihre Kolleg(inn)en ihr Projekt, das in verschiedenen Provinzen mehrmonatige Workshops und regelmäßige Gruppentreffen mit den Frauen durchführt. »Wir versuchen die Suche nach ökonomischen Alternativen mit Gesprächen über ihre aktuelle Situation und ihre Erfahrungen während des Krieges zu verbinden. Das ist oft sehr schwierig und wir müssen langsam vorgehen. Wenn wir gesundheitliche Probleme sehen, versuchen wir, die Frauen in eine Klinik zu bringen, wenn es eine vor Ort gibt. Oft trauen sich die Frauen nicht oder die Klinik hat gar nicht die notwendigen Medikamente.«

Die finanzielle Situation des Projekts ist schwierig, teils arbeiten sie ehrenamtlich, teils mit kurzfristiger Unterstützung. Jetzt möchten sie gerne ein langfristiges Programm mit den Frauen entwickeln, das auch in andere Provinzen übertragen werden kann. Und im Austausch mit Zandile über die Konzeptentwicklung bleiben.

Usche Merk

medico möchte das langfristige Programm zur Unterstützung mißbraucher Frauen des Graceland Counselling Service unterstützen ebenso wie die Arbeit der Truth and Reconciliation Working Group, die in weiteren Workshops lokale psychosoziale Programme und ein Entschädigungskonzept ausarbeiten will. Dafür brauchen wir Ihre Unterstützung unter dem Stichwort:

PSYCHOSOZIALE ARBEIT

Gesundheit ist unteilbar

Jahrespressekonferenz von medico

Auf der Jahrespressekonferenz von medico international im September in Berlin brachte David Sanders, langjähriger medico-Partner und süd-afrikanischer Gesundheitsexperte, ein Beispiel für die Notwendigkeit eines umfassenden Verständnisses von Gesundheit, das nicht nur den anwesenden Journalisten lange nachging. Er berichtete davon, daß die Einmaltherapie zur Verhinderung der Übertragung von AIDS/HIV auf Neugeborene keineswegs ein Allheilmittel sei. Mittlerweile sei das Medikament für Schwangere durchaus zugänglich. Allerdings lässt sich die Übertragung des Virus nur verhindern, wenn die Mutter anschließend auch nicht stillt. Das Gesundheitsministerium stelle zwar auch Ersatznahrung zur Verfügung, aber kein Wasser. In vielen, vor allen Dingen ländlichen Regionen Südafrikas sei die Wasserqualität so schlecht, daß die Babys, die nicht gestillt würden, sehr häufig an Durchfallerkrankungen sterben würden. Die Überlebenseaussichten gestillter Kinder selbst bei einer an AIDS-HIV infizierten Mutter seien erheblich größer. So viel zum Thema, daß die Medizin für alles ein Rezept hat.

Aus diesem Grund setzt medico gemeinsam mit dem People's Health Movement seine Kampagne »Gesundheit für alle«, die nach wie vor auf dem umfassenden Gesundheitsbegriff beharrt, fort. Informationen unter: www.medico.de

Der Jahresbericht, der auf der Pressekonferenz vorgestellt wurde, kann bei medico bestellt werden.

Professionelle Partnerschaft

»Cycling for Peace« in Frankfurt

Es war eines der bewegendsten Bilder dieser Veranstaltung. Frankfurter und Kabuler beinamputierte Fahrradkuriere Arm in Arm. Daß Welten zwischen ihnen liegen, war nicht mehr zu erkennen. So unterschiedlich ihre Biographien auch sein mochten, sie einte ihr berufliches Selbstverständnis. Auf der Frankfurter medico-Veranstaltung »Cycling for Peace«, die am 16. Okto-

ber auf der Hauptwache stattfand, war dies eine nachdrückliche Erfahrung. Partnerschaften entstehen bei aller Differenz dann, wenn es eine gemeinsame Erfahrungsebene gibt. Spätestens als der afghanische beidbeinig amputierte Fahrradkuriere Qaher (siehe auch S. 18) beim Hindernisparcour im langsam Fahren die beste, nämlich die längste Zeit erreichte, war diese Ebene



erreicht. Nicht das paternalistische Überlegenheitsgefühl, das so häufig dem mitleidigen Umgang mit Opfern von Krieg und Armut anhaftet, war hier im Schwange sondern Respekt. Zu diesem Eindruck beigetragen, hat auch der Frankfurter Fahrradkuriere Andreas Desch, der eine Woche lang die Kabuler Kuriere bei ihrer Arbeit begleitet hatte. Im Gespräch mit Roberto Cappelluti, Moderator der hessischen Kultursendung »late lounge«, zog der athletische Frankfurter eine überraschende Bilanz seiner Kabuler Erfahrung. Nach einer Stunde Fahrradfahren in Kabul hätte er erschöpft aufgeben müssen. Die klimatischen, aber auch die sonstigen Bedingungen in der afghanischen Hauptstadt wären ungleich schwerer als unter hiesigen Gegebenheiten.

Fotos von der Frankfurter Aktion finden sich auf der medico-homepage.

The Landmine Survivors Kambodschaner in Berlin

Auf Einladung von medico international und dem katholischen Hilfswerk »Misereor« machte die kambodschanische Behinderten-Volleyball-Nationalmannschaft in der 3. Oktoberwoche Zwischenstopp in Deutschland. Die Mannschaft »The Landmine Survivors« befand sich auf dem Rückweg von der Weltmeisterschaft im Standing Volleyball in Kreta, bei der sie als einzige Dritte-Welt-Mannschaft startete und den 6. Platz belegte. Bei Begegnungen mit Politikern und mit Fachausschüssen des Bundestags, die die Agentur Scholz & friends pro bono organisiert hat, ging es darum für die Unterstützung von Rehabilitationsprogrammen für Minen- und Kriegspfer auch im Bereich des Sports zu werben. In einem Freundschaftsspiel zwischen den kambodschanischen Volleyballern und einer Mannschaft aus Politikern und Vertretern von Hilfsorganisationen siegten selbstredend die prothesentragenden Athleten



aus Südostasien. Dazwischen fanden immer wieder Talkrunden statt, in denen das Schicksal der Volleyballspieler, darunter sieben Minenopfer, erzählt, aber auch die Möglichkeiten der sportlichen Rehabilitation deutlich gemacht wurden. Die kambodschanische Volleyballer werden mittlerweile in ihrem Heimatland als Nationalhelden gefeiert. Sie haben nicht nur in ihrem Land eine Breche für den Respekt und die Würde der Behinderten und den Behinderten-Sport geschlagen. Durch ihre Teilnahme an den Paralympics in Sydney haben sie auch das Image dieser publikums-

wirksamen Veranstaltung verändert. Gelänge es noch mehr Mannschaften aus Ländern wie Kambodscha teilnehmen zu lassen, würde an solchen Orten, die Teil der globalen Medienwelt sind, reflektiert, daß das Recht auf Rehabilitation nicht allein eine Angelegenheit von Privilegierten sein kann, sondern zum vielbeschworenen »nation-building« in den kriegszerstörten Ländern nötig ist.

Globalisierungskritik medico im attac-Rat

Als eine der Gründungsorganisationen von attac hat sich medico auch in diesem Jahr am attac-Ratsschlag beteiligt, der vom 17.–19. Oktober in Aachen stattfand. Wie im Jahr zuvor ist medico auch 2004 mit Sitz und Stimme im attac-Rat vertreten.

Zum wichtigen Medium der globalisierungskritischen Bewegungen werden zunehmend die »Sozialforen«. Den Anfang haben dabei die Weltsozialforen von Porto Alegre gemacht, ihnen folgten Sozialforen auf kontinentaler und schließlich auch auf lokaler Ebene. medico war bereits am ersten Europäischen Sozialforum dabei, das im letzten November in Florenz statt fand, und wird in diesem Jahr auch in Paris präsent sein, wenn die Versammlung ein zweites Mal zusammentritt. Die erste öffentliche Kundgebung des Berliner Sozialforums, an der u.a. Farida Akhter aus Bangla Desh und Haidi Giuliani, die Mutter des in Genua von Polizei erschossenen Demonstranten Carlo Giuliani, teilnahm, wurde von medico moderiert.

medico & Partner auf Tour Veranstaltung zu Israel – Palästina

Während der Drucklegung dieses Heftes findet vom 20.–30. November eine Veranstaltungsreihe gemeinsam mit unseren Partnern Miri Weingarten von den Physicians for Human Rights – Israel und Dr. Daoud Abdeen von den Palestinian Medical Relief Committees in Hamburg, Köln, Gießen, Stuttgart, München, Freiburg und Berlin statt. Titel der Reihe: »Grenzgänger zwischen Fronten« Infos unter www.medico.de.

Spendeninformation

Vielen Dank, daß Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist ein gemeinnütziger Verein. Ihre Spende ist daher steuerlich absetzbar.

Einmalige Spenden

Wenn Sie uns eine Spende überweisen und dafür nicht die dem Rundschreiben beigefügte Zahlkarte verwenden, möchten wir Sie bitten, auf dem Überweisungsformular Ihren Namen und Ihre Anschrift deutlich zu vermerken. Bitte geben Sie wenn möglich auch Ihre medico-Spendernummer an, das erleichtert uns die Arbeit sehr.

Die Spendenbescheinigung senden wir Ihnen bei Spenden über 100€ automatisch zu. Bei Beträgen bis einschließlich 100€ genügt dem Finanzamt in der Regel der Einzahlungsbeleg, versehen mit dem Eingangsstempel der Bank. Auf Anfrage erhalten Sie gerne auch hierfür eine Spendenbescheinigung. (Tel. (069)944 38-11)

Sie können projektgebunden spenden, indem Sie das jeweilige Spenden-Stichwort angeben.

Fördermitgliedschaft

Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Außerdem unterstützt Ihr Förderbeitrag auch unsere unabhängige und kritische Öffentlichkeitsarbeit.

Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120€. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10€ monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60€.

Für Ihren Förderbeitrag schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Projektgebundene Einzugsermächtigung oder Dauerauftrag

Bitte geben Sie in Ihrer **Einzugsermächtigung** das

Projekt an, für das wir Ihre Spende verwenden sollen. Falls Sie einen **Dauerauftrag** einrichten, bitten wir Sie zudem um eine kurze schriftliche Benachrichtigung, damit wir Ihre Spende richtig zuordnen und Ihnen Ihre Spendenbescheinigung zuschicken können.

Haben Sie eine Einzugsermächtigung oder einen Dauerauftrag eingerichtet, so schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Adressänderung

Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendernummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu »finden«, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Spendenquittungstelefon

Tel. (069)944 38-11

Fax: (069)944 38-15 oder Email: info@medico.de

Bankverbindung

medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 500 502 01

Materialien

Kostenlose Materialien

Gerne senden wir interessierten Einzelpersonen und Gruppen unsere kostenlosen Materialien zu: für Veranstaltungen, Informationsstände oder einfach zum Weiterverteilen an Freunde. Auf Wunsch erhalten Sie natürlich auch das medico-Rundschreiben in größerer Zahl. Wir bitten Sie nur, die Versandkosten zu übernehmen. (Pakete ab 1kg versenden wir unfrei.)

Verkauf von Materialien

Der Verkauf von Materialien, von Büchern und Broschüren, die Sie auf der nebenstehenden Liste finden, erfolgt gegen Rechnung.

Fotoausstellungen, Plakate und Filme

Fotoausstellungen, Plakate und Filme bieten wir jeweils themen- und kampagnenbezogen an. Diese Materialien sind größtenteils in der nebenstehenden Liste zu finden.

Liebe Leserinnen und Leser,

wir möchten Ihnen eine Auswahl unseres Materials vorstellen, das Sie – auch in größeren Mengen – bei uns bestellen können. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Schule, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen jederzeit zur Verfügung. Das vollständige Programm können Sie bei uns anfordern oder unter www.medico.de nachlesen.

→ **medico Jahresbericht 2002**



(26 S.) mit Gesamtüberblick Projekte/Projektländer, Arbeitsfelder, Grundsätze, Schwerpunkte 2002, Finanzbericht u. Organisationsstruktur

Wir informieren Sie gerne über alle Projekte, die wir in Afrika, Lateinamerika und im Nahen Osten unterstützen. Die Liste können Sie telefonisch bestellen oder unter www.medico.de nachlesen.

→ **Reports**



Ungeheuer ist nur das Normale. Zur Ökonomie der »neuen« Kriege. (2002, 164 S.)

Autoren aus Afrika, Europa und den USA analysieren die Reproduktionsmechanismen und Funktionsweisen der »neuen« Kriege, die oft mehr um die Kontrolle von Diamanten, Öl

oder des Drogengeschäfts als um die Erringung der politischen Macht geführt werden. 10 €.



*Macht und Ohnmacht der Hilfe
Eine Dokumentation über die Krise humanitären Handelns*

Der medico-Report macht nicht nur eine kritische Bestandsaufnahme der Instrumentalisierung von Hilfe, sondern beschäftigt sich auch mit Perspektiven

einer Hilfe, die sich nach wie vor als sozialer Akteur versteht. 10 €.

Eine Liste aller Reports schicken wir Ihnen gerne zu.

Kampagneninformationen

Zu allen Kampagnen gibt es eine vielfältige Auswahl von Materialien. Filme, Postkarten, Ausstellungen. Neugierig geworden? Rufen Sie uns an unter: (069) 944 38 27 (Anne Jung)
Hier eine kleine Auswahl:

→ **Faltblätter**



*Nicaragua:
El Tanque (12 S.)*

Ein Bericht zur Entwicklung des Projekts El Tanque: Fünf Jahre nachdem Hurrikan Mitch eine Spur

der Verwüstung durch Mittelamerika gezogen hat, haben sich in El Tanque nicaraguanische Bauern eine neue Lebensperspektive aufgebaut und damit gezeigt, daß eine andere Globalisierung möglich ist.



*Brasilien:
Last Exit Itacaré (16 S.)*

Eine Beschreibung der vielfältigen medico-Projektförderung: Alle Projekte sind durch Eigeninitiative der Menschen von Itacaré entstanden und

stehen exemplarisch dafür, daß kreative Gegenwehr und Autonomiehilfe möglich sind.

→ Ausstellung



»Rohstoffhandel und Krieg in Afrika«.
7 Infotafeln informieren über den skrupellosen **Diamanten- und Ölhandel** mit den kriegszerrütteten Ländern in Afrika. Die Ausstellung ist u.a. für Schulen gut geeignet. Auch als CD-Rom erhältlich. *Umfangreiches Begleitmaterial vorhanden. Zum Ausleihen*

Haben Sie es in der Presse gelesen? Die **Apartheid-Opfer** verklagen die deutschen Banken. Wir haben die Hintergrundinfos:

→ Faltblatt

Entschädigung jetzt und nicht in 50 Jahren!

→ Frisbee-Scheibe:

Entschädigung jetzt! (2€)

Landminen töten auch wenn der Krieg schon längst vorbei ist. Unterstützen Sie unsere Kampagne durch die Verbreitung des Hintergrund-Materials.

→ Zeitung



Jetzt bestellen:
Die druckfrische Ausgabe der Minenzeitung.
»Die Saat des Krieges«
Informationen über Kampagnenaktivitäten und Projekte.

→ **Fotoausstellung** »O fim do mundo?« – Ein verminter Frieden am Ende der Welt (16 großformatige Plakate, A1), Beeindruckende Ausstellung aus Angola, die mit ausführlichem Begleitheft kostenlos bei medico bestellt werden kann.

- medico Jahresbericht 2002
- Report 24 – Ungeheuer ist nur das Normale (10€)
- Report 25 – Macht und Ohnmacht der Hilfe (10€)
- Faltblatt – Nicaragua: El Tanque
- Faltblatt – Brasilien: Last Exit Itacaré
- Faltblatt – Entschädigung jetzt ...
- Frisbee-Scheibe (2€)
- Zeitung – Die Saat des Krieges
- Fotoausstellung – »O fim do mundo?«

Name:

Strasse:

Ort:

Meine Spendernummer:

Ich bestelle

- kostenlose Materialien
- gegen Rechnung (zzgl. 2 Euro Versandkosten)
- Ich möchte, daß der Rechnungsbetrag von meinem Bankkonto abgebucht wird.
(das gilt nur für diese Bestellung)

Kontonummer:

bei der Bank:

BLZ:

Datum:

Unterschrift:

Bitte einsenden an:

medico international e.V.
Obermainanlage 7
D-60314 Frankfurt am Main
oder faxen an: (069) 43 60 02





Friedrich Dieckmann

Kapitalismus und Weltall

Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft, die, wie auf andere Weise die Entdeckungen der Künste, Organe des Zeitgeists sind, sowohl Ausdruck wie Triebkraft, Motor und Symbol eines bestimmten Weltgefühls, haben das zuerst durch Kolumbus, entschiedener durch Kopernikus ins Un und Widersinnliche geöffnete Weltbild des modernen Menschen dahingehend erweitert, daß wir uns das Weltall, ein anschaulich nicht mehr faßbares Gebilde von gleichsam gekrümmter Dreidimensionalität, als in unaufhörlicher Detonation begriffen denken müssen, infolge einer Instabilität, die der Russe Friedmann theoretisch nachgewiesen und der Amerikaner Hubble vermöge der Rotverschiebung im Spektrum der Galaxien eines von dem österreichischen Physiker Doppler 1842 entdeckten Effekts, der, von dem Sich Wegbewegen wellenausendender Schall oder Lichtquellen verursacht, deren Geschwindigkeit zu bestimmen erlaubt messend nachgewiesen hat, dergestalt zu einer Konstante gelangend, die die Fluchtgeschwindigkeit der Spiralnebel in Relation zu ihrer Entfernung vom Beobachter setzt. Im Abstand von drei Milliarden Lichtjahren (das Licht legt im Jahr 9,46 Billionen Kilometer zurück) beträgt diese Geschwindigkeit schon ein Viertel der Lichtgeschwindigkeit selbst.

Hatte Dopplers alsbald auf die Bewegung der Fixsterne angewandte und schon dort erstaunliche Resultate erbringende Entdeckung (Huggins in London berechnete 1868, daß der nur 8,8 Lichtjahre entfernte scheinbare Fixstern Sirius sich mit 48 Stundenkilometern von der Erde fortbewegt) mit der von Karl Marx und Friedrich Engels bündig beschriebenen Tatsache korrespondiert, daß die Expansion der kapitalistisch angetriebenen Wirtschaft einen immanenten Drang ins Grenzenlose aufweist, darauf zielend, die Märkte der Welt einem einzigen, dem globalen Markt einzuverleiben und diesen bis in die letzten Winkel und tiefsten Tiefen der Erde voranzutreiben, so entsprach Hubbles 1926 im Vorfeld der großen Wirtschaftskrise formulierte Entdeckung in derselben zugleich antizipatorischen wie symbolischen Weise der inzwischen vollzogenen und sich weiter vollziehenden Realisierung dieser Tendenz, die erst in unsern Tagen den Namen Globalisierung erhielt.

In seiner von Hubble und dessen Nachfolgern messend erhärteten Expansivität als Folge immanenter Instabilität gleicht das Weltall auffallend dem, was unter dem Namen Kapitalismus als Prädominanz von Profit, Rentabilitäts und Börsennotierungskriterien über alle andern gesellschaftlichen Maßgaben bekannt ist und sich durch die Eigenschaft auszeichnet, im Bund mit einer gleichgeschalteten (denselben Kriterien unterworfenen) Wissenschaft und Technik seine Naturbemächtigungspotenz in steil (exponentiell) aufwärts führender Kurve zu steigern.

Was den Kapitalismus vom Weltall unterscheidet, ist der Umstand, daß der Bewegung der Galaxien und damit der Ausdehnungsfähigkeit des Weltganzen keine Grenzen gesetzt sind. Der Weltraum bestimmt sich selbst durch den Grad seiner jeweiligen Expansion; das Nichts ist der Freiraum seiner infinitiven Detonation. Dagegen ist die Erde, obschon, wer sie umgeht, umfährt oder umfliegt, so wenig jemals an eine Grenze geraten wird, wie als tanze er auf einem Lichtstrahl durchs All, nach Raum und Stoff endlich, was zum Wesen des Kapitalismus einen antagonistischen Widerspruch im vollen Umfang des Begriffes bildet und auch durch die Erschließung von Siedlungs respektive Absatzgebieten auf dem Mars nicht wesentlich behoben werden kann. Es wird für die Zukunft des Menschen und der Erde viel davon abhängen, wann dieser Unterschied zwischen dem Weltall und dem Kapitalismus erkannt werden und wann respektive wie er sich bemerkbar machen wird.